



Photo: Hermann Fischer, Braunschweig

Wiesenschmätzer auf Futtersuche.

Steppenfrühling

VON SIGISMUND VON RADECKI

Am herrlichsten ist der Frühling auf der Steppe. Sie ist wie ein ebenes Rasenmeer: ungeheuer wölbt sich der Himmel, tags blauer als blau und nachts ein festlicher Himmelssaal, wo alle Silbersachen ausgestellt sind. Ungehemmt schnellen die Winde durch diesen Raum und lassen weder Baum noch Strauch aufkommen. Die Steppe verzaubert Auge und Ohr: die meilenweit entfernte Kirche dort hinten hält man immer wieder für ein weißes Pferd (. . . Besuch! . . .), der goldene Gras-horizont schaukelt und schwankt im Sonnenlicht, im Nebel braucht man drei Schritt von Hause schon den Kompaß, und nachts ist die Luft voll von geisterhaften Geräuschen, — dort knarrt ein Wagenrad aus zehn Kilometer Entfernung, hier bellt ein Hund, der weit, weiß Gott wo, herum-läuft, jetzt schimpfen sich, mitten aus der Luft, zwei Bauernweiber herum, und jedes Rascheln der Schlange, jedes Huschen der Spitzmaus vereinigt sich mit alledem zu einer gespenstischen Symphonie.

Und eines Tages steht die ganze Steppe voll Tulpen, Iris und Krokus. Schwefelgelb sind die

Tulpen, krebsrot, und auch geflammt; die Iris aber spielen alle Farben: blau, gelb, schwarzbraun, hellgrün, in tausend Überlaufungen und Nuancen. Und das steht beileibe nicht etwa bloß hier und da, — nein, das hat die ganze Steppe mit der Frechheit des Frühlings in Beschlag genommen, so daß man beim Reiten trotz aufrichtigen Bedauerns die Dolden zerstampfen muß. Die Luft ist so schön, daß man für jeden Atemzug danken muß; o, wie sie einen zur Liebe zu überreden verstand, diese Luft! Die wenigen Parks und Haine bei den Gutshäusern werden durchtrillert und durchschmettert — tausende Notenköpfchen hüpfen von Ast zu Ast. Eines Morgens wacht man auf vom ersten, süßen, langgezogenen Starenpfiff: da sitzen sie alle, aufgereiht am Telephondraht, und sind, sozusagen, angekommen. Welch ein Leben! Welch ein unaufhörliches Gebell, Gezirp, Geschnatter und Gezwitscher! Vielleicht kann man wirklich schon ans Meer fahren und baden gehn!?

Anspannen, wir fahren! Die Foxterrier zittern schon vor Aufregung —.

Stara Planina, bulgarische Landschaft

Von ALEXANDER MAKEDONSKY / Bilder von B. KARASTOYANOFF

Die Nordabhänge des westlichen Balkans, Stara Planina genannt, sind die reizvollsten dieses Gebirges. Lange parallele Gebirgsketten aus Kalk und Sandstein ziehen sich bis zur Donau hin, dichte Wälder und die klaren Nebenflüsse der Donau bereichern das Bild der Landschaft. Die westlichsten dieser Abhänge werden die „Stolowi“, die Stühle, genannt. Inmitten dieser Abhänge liegt die kleine Festung Belgradschik. Kaum verläßt man die Stadt, so wird das Auge des Beschauers schon durch die seltsamsten, bizarrsten Felsformationen gebannt. Diese Felsen in vollkommen von einander getrennten Gruppen wie in die grüne Landschaft hineingestellt, bilden eine Riesenwelt für sich. Unterstützt durch ihre eigenartige rote

Sandsteinfarbe gleichen sie in ihren phantastischen, ja, grauenhaft anmutenden Formen, oft Riesentieren, Drachen, Häusern, Märchen von der versteinerten Stadt Cyrenaika, Schiffen, Menschen. Blanquis, der französische Forschungsreisende, schreibt 1841:

„Diese gigantischen roten Blöcke, auf beiden Seiten eines tiefen Weges verstreut, in deren Tiefe ein kleines Flößchen schäumt, diese Riesenbäume auf den Felsen, auf deren Spitzen sie stehen, als ob sie jeden Augenblick herunterfallen wollten, diese tiefe Einsamkeit, kaum gestört durch Adler und Geier, flößen selbst der gestähltesten Seele Schrecken und Angst ein. Weder die Schluchten von Ollioules in der Provence, noch das Defilee



Die Felsenfestung Belgradschik; vorn die türkische, hinten die römische Festung.

Rechte Seite: In den Felsen von Belgradschik.



von Pancarbo in Spanien, weder die Alpen noch die Pyrenäen, nicht die wildesten Gebirge Tirols und der Schweiz können mit diesen Felsen verglichen werden.“

Wandert man weiter ostwärts den Balkan entlang, so erreicht man das Iskar-Defilee, eine in die Felsen hineingehauene Fahrstraße, welche — sich den vielfachen Windungen des Iskar anpassend, bald dicht an seinem Ufer hinziehend, bald den Fluß tief unter sich lassend, auf beiden Seiten von den abwechslungsreichsten Landschaften, weiten, fruchtbaren Ebenen, von Wäldern durchzogen und kleineren, langgestreckten Gebirgsketten begrenzt — durch ihre vielgestaltige Schönheit das Auge zu immer neuer Bewunderung hinreißt. Hier, zwischen bewaldeten Felsen, liegt, in eine Schlucht hineingebettet, das Kloster Tscherepitsch, ein Zufluchtsort des Bulgarentums während der Jahrhunderte lang andauernden Verfolgungen. Dieses Kloster wie auch die in den Gebirgsschluchten des Balkan-, Rila- und Rhodope-Gebirges verstreuten, in architektonischer Hinsicht sehr bemerkenswerten Klöster sind lebendige

und traurige Dokumente einer zugleich ruhmvollen wie dunklen und zerrissenen Epoche Bulgariens. Diese Klöster sind das einzige Leben in den Gebirgseinöden, sie sind für den Bulgaren Heiligtümer, Ruheorte, Herbergen, ihre „Burgen“.

Neben dem Kloster Tscherepitsch ist ein geistliches Seminar eröffnet worden, wo die Schüler durch die wilde und Schrecken verbreitende Landschaft auf den von ihnen gewählten, dem Leben abgewendeten Beruf, gut vorbereitet werden.

Verläßt man das Kloster und verfolgt das Defilee weiter, so steht man bald vor den majestätischen Felsen von Lakatnik, die — gleich einer Riesenfestung — die Landschaft weithinaus beherrschen. In diesen Felsen befinden sich sehr viele Grotten, von denen die größte nur durch einen schmalen Spalt erreichbar ist. Hindurchgeschlüpft, bleibt man, wie von einem Wunder geblendet, stehen: das Auge erblickt einen blauschimmernden See, dessen Fläche die riesenhafte Grotte auf eine rätselhafte Weise in eine mystische Beleuchtung taucht.



Kloster Tscherepitsch.



Mandyakdorf bei Canchungo.

Meine Expedition nach Portugiesisch-Guinea

VON HUGO ADOLF BERNATZIK

H. A. Bernatzik, unseren Lesern durch seine Beiträge und Photos in Atlantis und allen Freunden der unberührten afrikanischen Menschen-, Tier- und Pflanzennatur als Schöpfer des Orbis Terrarum-Bandes „Der dunkle Erdteil“ rühmlich bekannt, hat eine neue, wissenschaftlich sehr ergebnisreiche Reise in Westafrika gemacht, über die er in dem vorliegenden Aufsatz einen Überblick gibt.

Gibt es denn in Afrika überhaupt noch von der europäischen Zivilisation unberührte Volksstämme?“ Diese Frage stellte mir vor kurzem ein gebildeter Mitteleuropäer, der auch noch ungläubig lächelte, als ich seine Frage entschieden bejahte. — So groß ist das Selbstbewußtsein unserer Rasse, daß sie wähnt, in den verhältnismäßig wenigen Jahren ihrer kolonialen Tätigkeit bereits einen riesigen Erdteil mit ihrem Geiste erfüllt zu

haben. Daß das aber, Gott sei Dank, noch nicht erreicht wurde, kam dem Betreffenden doch zum Bewußtsein, als ich ihm Bilder der Bewohner Afrikas zeigte und einiges aus deren Leben erzählte, als er sah, daß ungezählte Stämme des dunklen Erdteils noch ein echtes, ureigenes Volkstum bewahrt haben. Dieses Volkstum noch in seiner Unberührtheit festzuhalten, ist stets das Ziel meiner Reisen. So unternahm ich auch im Jahre 1930/31 gemeinsam mit meiner Frau und Prof. Bernhard Struck aus Dresden eine Expedition nach Portugiesisch-Guinea, um die dort lebenden, wissenschaftlich unbekannten, westäthiopischen Reststämme zu erforschen.

Die Expedition zerfiel in drei Teile. Zuerst durch-

querten wir das an die Küste grenzende Festland, dann unternahm ich mit Elly Beinhorn, die mit ihrem Flugzeug in Bissau eingetroffen war, einige wichtige Erkundungsflüge, und zuletzt ging es mit einem gecharterten Segelboot auf die der Kolonie vorgelagerten Bissagoinseln.

Ursprünglich hatten wir geplant, den Landteil, wie üblich, mittels einer Trägerkarawane zu bereisen, doch fanden wir zu unserer Überraschung bereits ausgebaute Straßen vor, welche die Portugiesen erst vor wenigen Jahren anzulegen begonnen hatten. Wir kauften daher in Bissau, dem Ausgangspunkt unserer Expedition, ein großes Lastauto, das wir mit einer besonderen, unseren Zwecken dienenden Karosserie versehen ließen. Der Ford bewährte sich in den schwierigsten Augenblicken vortrefflich, war leichter zu leiten als eine Herde von ungeübten Trägern und verstand außerdem unsere Sprache! Die abseits von der Straße liegenden Dörfer erreichten wir zu Fuß mit leichtem Gepäck in kleinen oder größeren Märschen.

Im Verlaufe unserer Expedition schlugen wir zwanzig verschiedene Lager auf inmitten der üppigen Vegetation, die teils in weiter Parklandschaft oder in niederem Busch, teils in dichtem Buschwald und Palmenwäldern diesen fruchtbaren Küstenstreifen bedeckt. Wir besuchten eine Reihe von Volksstämmen, die unvermischt nebeneinander leben, wie die Balante, Cassanga, Cobiana, Banyun, Fulup, Bayott, Pepel, Mandyak, Mankanya und Bijogo. Alle diese Stämme sind zwar äthiopische Reststämme, unterscheiden sich aber nichtsdestoweniger zum Teil sehr wesentlich voneinander. Der genaue Ursprung dieser Völkergruppe ist unbekannt. Vor der zerstörenden Macht des Islams zogen sie sich in die großen Sümpfe des Küstengebiets zurück, ein Teil von ihnen auf den vorgelagerten Archipel, die Bissagoinseln. Alle sind sie sesshafte Ackerbauern, die dort, wo es das Klima erlaubt, Viehzucht, etwas Jagd und Fischerei betrieben. Was die Religion aller dieser Stämme anlangt, so sind sie im Grunde Monotheisten, die sich zumeist der Vermittlung ab-



Trommler beim Erntefest der Balante in Enchale.

Photos des Verfassers H. A. Bernatzik

Beim Volksstamm der Pepel, der lange Zeit äußerst tapfer dem Eindringen der Portugiesen erfolgreich Widerstand geleistet hat und deren Unterwerfung erst 1918 mit Hilfe von mohammedanischen schwarzen Stämmen gelang. Wenige Kilometer von der Hafenstadt entfernt finden nach der Ernte noch die großen alten Feste der Unbeschnittenen statt.

Auf dem Bild rechts: der Anführer der Jünglinge, eine Schnecke darstellend, auf dem Kopf eine Art Helm, der mit Rinderhörnern und einem Segelboot verziert ist.

Unten: Der Höhepunkt des Festes: Tanz der unbeschnittenen Jünglinge mit mächtigen eisenbeschlagenen Masken; bei Trommelbegleitung schlagen immer zwei und zwei Tänzer mit den Köpfen zusammen und suchen sich die Masken zu Boden zu schlagen.





*Tanzendes Fulakind
beim Fest des Königs von Cosse.*



*Bijogomädchen
auf einer der portugiesischen Inseln Westafrikas.*

strakter Dämonen oder Fetische bedienen, um das höchste Wesen, den Himmels Gott, ihren Wünschen geneigt zu machen. Haben diese Religionen alle diese gemeinsamen Grundvorstellungen, so weichen bereits ihre Ansichten über die Seele des Menschen stark voneinander ab. Einzelne Völker, wie Balante und Pepel, glauben an kein Fortleben nach dem Tode. Für die Mandyak auf der Insel Pecires gibt es zwar kein Auferstehen der Seele, wenn ihr König aber stirbt, geben sie ihm nichtsdestoweniger vier lebende Jungfrauen ins Grab mit. Wahrscheinlich ein letzter Rest eines ver-

lorengegangenen Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode. Im Gegensatz zu diesen Stämmen glauben die Bijogo—ein anderes Inselvolk—nicht nur an eine unsichtbare Seele, sondern auch an eine Wiederauferstehung des Leibes. Nach dem Tode eines Menschen wird eine Figur aus termiten-sicherem Eisenholz geschnitzt und neben dem Fetisch aufgestellt. Diese Figur stellt den Sitz der Seele dar; im Falle eines Diebstahls oder Verkaufes derselben würde der Familienvater von der erzürnten Seele getötet werden. Diesen Seelenfiguren werden gleichzeitig mit dem Fetisch Palm-



*Bijogknabe
mit holzgeschnittener Tiermaske in Etikoka.*

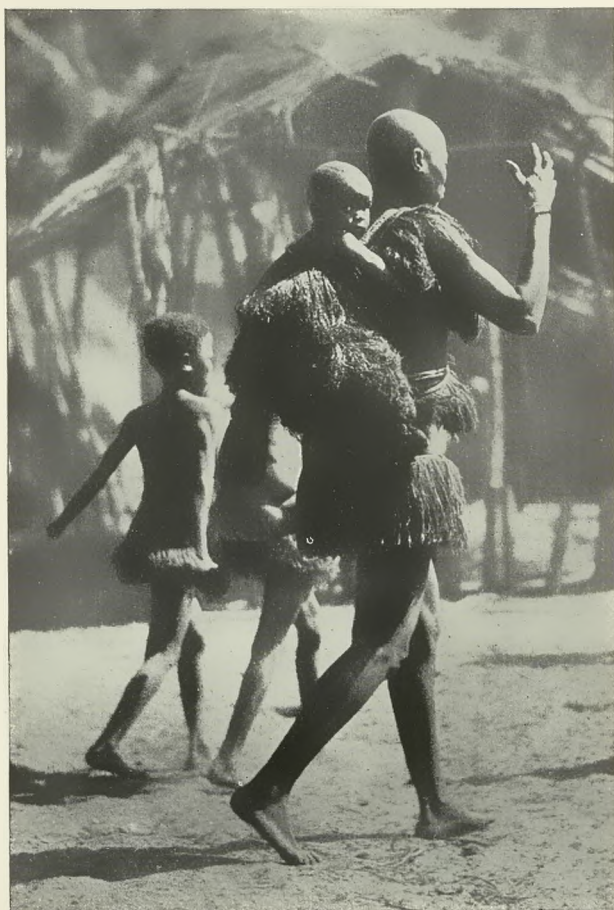


*Bijogmädchen
in der Kleidung der Reifezeremonie.*

wein und Feldfrüchte geopfert. — Unabhängig von der Seele aber steht der Tote aus dem Grabe auf, sobald sich der Hügel über demselben senkt. Für diesen wiederauferstandenen Toten werden Nahrungsmittel und Waffen im Grab bereitgelegt. Er kann sich daher an Feinden rächen und ist nun imstande, sollte er durch Zauberei oder sonstwie ermordet worden sein, den Täter mit dem Tode zu bestrafen. Der Glaube an diesen „Otschinscha“ ist so mächtig im Volk verankert, daß Übeltäter es meist vorziehen, sich zu entleiben, als die Gefahr auf sich zu nehmen, daß der Wiederauferstandene

sich an seinen Kindern, die er wie alle Eingeborenen, über alles liebt, rächen könnte. Diese religiösen Überzeugungen lassen es verständlich erscheinen, daß Mord und Totschlag bei diesem Volke nicht bestraft werden, allerdings auch höchst selten vorkommen.

Zauberei und Zauberglaube sind manchenorts wohl anzutreffen, spielen aber bei keinem Stamme eine bedeutende Rolle. Immerhin wurden nach dem Tode einer Königin, noch vor wenigen Jahren, einige Eingeborene, die durch den Fetisch als Zauberer entlarvt und beschuldigt wurden,



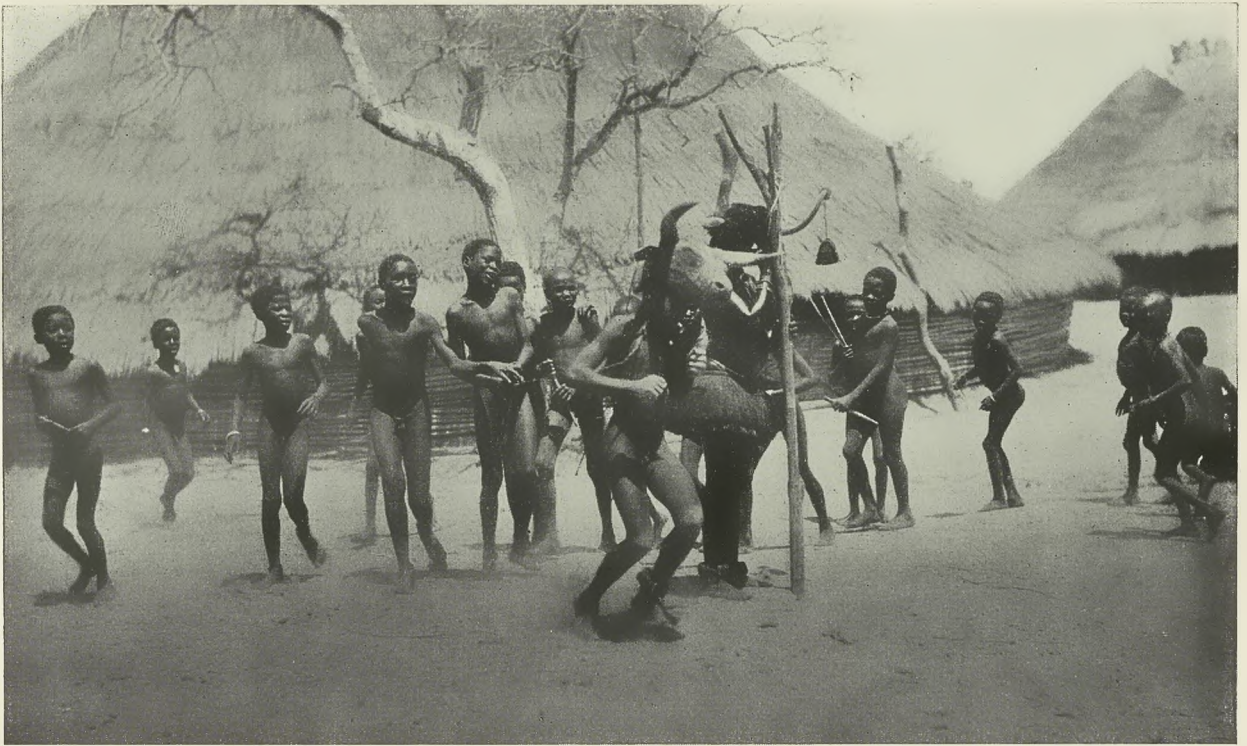
den Tod der Königin verursacht zu haben, alter Sitte nach im Meer ertränkt.

Sehr verschieden ist die Macht der Könige oder Häuptlinge. Bei den Bijogo, dem letztgenannten Inselvolk, sind es, mit wenigen Ausnahmen, Inselkönige, die über ihre Untertanen absolut herrschen, und deren Thronfolge genauestens geregelt ist. Im Gegensatz hierzu ist den Herrschern bei der Mehrzahl der übrigen Stämme ein Ältestenrat zur Seite gestellt, ja bei einzelnen Völkern ist der König nicht einmal oberster Richter, sondern nimmt die Stelle eines Untersuchungsrichters für den Ältestenrat ein. Der Einfluß des Ältestenrates ist außerordentlich groß. Wenn er mit der Regierungstätigkeit des Herrschers unzufrieden ist, hat er sogar das Recht, den König abzusetzen und an seiner Stelle einen anderen Prinzen der Herrscherfamilie zum König zu erheben. Auf diese Weise

Links: Bijogofrau mit ihren Kindern auf der Insel Unyokum; das Kleinste trägt sie auf dem eigenartigen Kindertragsattel.

Unten: Cobianadorf im Palmenwald. Neben den Hütten Ölpalmen und angepflanzte Bananenbestände.





Bijogoknaben mit Rindermaske in Etikoka.

Unten: Der Werbetanz maskierter Männer und Frauen bei den Bijogo auf der Insel Karasch.





*Mannbarkeitskleidung der Bijogojünglinge auf Une anlässlich der Fanaden, der großen Feste, bei welchen die Aufnahme der Jünglinge in den Stamm erfolgt.
Der Jüngling, der an den Fanaden teilgenommen hat, ist großjährig.*

glauben die Eingeborenen jeweils dem Fähigsten als König zu dienen. In der Praxis hat dieses System meist eine unerwartete Wirkung im Gefolge. Nicht der Fähigste wird König, sondern derjenige, von dem der Ältestenrat die wenigsten Schwierigkeiten erwartet, also meistens gerade der Schwächste und Unfähigste! Eines der mächtigsten Völker, die Balante, kennen, wiederum ohne Berücksichtigung etwaiger Ausnahmen, ausschließlich Dorfhäuptlinge, deren Autorität sehr gering ist.

Auch das Eherecht und die Stellung der Frau ist innerhalb dieser Volksstämme sehr verschieden. Frauen und Kinder werden überall zur Familie des Mannes gerechnet und der Mann wählt sich die Frau, die er entweder kauft, oder für deren Vater er Arbeit zu leisten hat. Eine Ausnahme machen auch hier die Bijogo, die Inselbewohner,

wo das Mädchen den Burschen wählt. Die Mädchen der Bijogo bleiben bis zu dem Zeitpunkte, wo sie in den Stamm aufgenommen werden, unberührt, die Frauen hingegen sind an eheliche Treue keineswegs gebunden. Im Gegensatz hierzu haben die Mädchen bei den Bayott völlige Freiheit, während streng darauf geachtet wird, daß die Frauen keine Seitensprünge verüben. Bei den Balante sind die Sitten nicht einheitlich; oft haben Mädchen und Frauen völlige Freiheit, die Frauen geradezu Anspruch auf „Eheurlaub“. Ist die Ehe kinderlos, schickt der Mann seine Frau selbst auf Eheferien, die schwanger Zurückkehrende wird dann in hohen Ehren aufgenommen; denn das auf dem Eheurlaub entstandene Kind gehört dem Ehemann.

Die Entwicklung dieser äthiopischen Reststämme ist durchaus nicht einheitlich. Balante,

Von den Reifezeremonientänzen der Bijogo auf der Insel Karasch. Zu diesen Festen, den Fanaden, begeben sich die jungen Männer in Begleitung einiger Alten auf mehrere Wochen in den Busch. Was dort geschieht wird streng geheim gehalten, und niemals gab ein Bijogo das Geheimnis preis. Sicher ist nur, daß zeremonielle Tänze stattfinden. Die Tänzer tragen aus Holz geschnitzte Masken, welche Stier- oder Nilpferdköpfe darstellen und kunstvoll bemalt werden, brüllen und schnauben und schlagen um sich, während andere bemüht sind, die ungebändigten Tiere mit dem Leitseil zu lenken. Den Höhepunkt des Tanzes stellt die Begattungs-Zeremonie dar (Abbildung rechts).





Tänze der Bijogo auf der Insel Formosa (Portugiesisch-Guinea).

Während die Teilnahme der Frauen an den Fanaden, den großen Mannbarkeitsfesten, strengstens verboten ist, ist eine Beteiligung derselben an den Gesellschaftstänzen die Regel. Sie trommeln und singen, während die Männer sich einzeln produzieren. Zu den Festtrachten haben sich noch vereinzelt die schon seit mehreren Generationen ausgestorbenen Schilde als Tanzschilde erhalten.





Von den Festen der Bijogo auf der Insel Formosa: Tanz der auserwählten Tänzer eines Dorfes.

Unten: Opferung eines Rindes; das halbwilde Tier wird eingefangen, an den Hörnern gepackt, gefesselt und zu Boden geworfen und ihm der Kopf vom Rumpf getrennt, alles das Werk von kaum 5 Sekunden.



Mankanya, und Mandyak breiten sich stark aus, allerdings auf Kosten ihres Volkstums. Cassanga, Cobiana, Banyun und leider auch die kulturell am höchsten stehenden Bijogo, sind im raschen Aussterben begriffen. Teils sind es die Folgen der natürlichen Unterdrückung der Schwächeren durch das lebenskräftigere Volk; teils aber sind es Krankheiten, furchtbare Epidemien, Alkoholismus und Lues, die die Kindersterblichkeit erhöhen und ein Volk in kurzer Zeit dahinraffen, im höchsten Maße aber ist dies dem Eindringen der europäischen Zivilisation zu verdanken. Neger, welche sich zivilisieren lassen, sind für ihren Stamm verloren. Der Verlust dieser Stammeszugehörigkeit aber macht sie zu hemmungslosen Einzelwesen, welche allen Versuchungen unterliegen und ewig unzufrieden bleiben.

Als ich, von meinen früheren Expeditionen heimgekehrt, von der Zuverlässigkeit, dem Fleiß und der Intelligenz der Eingeborenen berichtete, hörte ich oftmals sagen: „Sie kennen ja nur die Völker des innersten Afrikas, gehen Sie nur einmal nach

der Westküste, da werden Sie die Neger schon kennenlernen.“ Wir aber haben nun wieder viele Monate lang mitten unter den Primitiven gelebt, Strapazen und Krankheiten erduldet; Hunderte von Eingeborenen hatten unser Lager besucht. Lebensmittel und Tauschwaren aller Art, in ihren Augen begehrrliche Schätze, lagen stets offen bei uns herum, wurden von den Neugierigen betrachtet und berührt, aber nicht ein einziges Mal ist auch nur eine Kleinigkeit abhanden gekommen. Überall, ja selbst in Hungergebieten, wurden wir gastfreundlich aufgenommen und liebevoll behandelt. Bei der Untersuchung der Rechtsverhältnisse war es für mich immer wieder überraschend, zu erfahren, daß diesen Primitiven alle asozialen Triebe zu fehlen scheinen. Raubmord, Brandstiftung, Notzucht, Perversionen und vieles andere mehr ist so gut wie unbekannt. Wenn trotzdem in Europa die Meinung über die Neger Afrikas sehr schlecht ist, so ist dies wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die meisten Europäer von Afrika nur die Küstenstädte und Stationen kennen.



Ringende Cassangaknaben in Sidengal.



Balantekind in landesüblicher Weise auf dem Rücken der Mutter festgebunden



Bijogo-Mädchen



Photos Hugo Adolf Bernatzik

Besuch von Bijogofrauen im Expeditionslager



Photo Konsul H. Jonas

Georgierin in Kasbek

Magische Quellen

Kaukasische Novelle

VON GRIGOL ROBAKIDSE

Die georgische Heerstraße erscheint mir als die vollkommenste Schöpfung der Natur. Jedes Stückchen der Landschaft ist hier ein Element des unübersehbaren, in seiner Komposition vollendeten Ganzen. Man muß dabei als Ausgangspunkt Wladikawkas nehmen: denn beginnt man von Tiflis aus, so, fürchte ich, könnte die Straße wie ein rückwärts laufendes Filmband wirken. Hier ist die Erde noch in Wahrheit „Mutter Erde“, warm-schönig, fruchteträchtig.

Wir kamen in die Schlucht des Darjal. Im bloßen Klang dieses Namens liegt der magische Ausdruck dieser Örtlichkeit. Die stummen Felsmassen bergen Stille. Aber es ist keine Ruhe, sondern Erstarrung: als wären die Stürme des Ozeans zu Stein geworden. Hier ist offenbar ein zyklischer Michelangelo am Werk gewesen, der im Augenblick höchster Anspannung wahnsinnig wurde, — und statt Vollendung, ward ein Werk dumpfer Dämonen, Totenstarre von Felsblöcken, Klumpen, Quadern. Zuweilen scheint es, als wolle diese totenstarre Umklammerung bersten und alles in wütendem Wirbel aufliegen. Das Brausen des Terek-Stromes durchbricht das Schweigen der Felsmassen. Bang und beklemmend ist es.

Wir drangen durch die Schlucht vor und gelangten nach dem kleinen Dorf Kasbek. Nach rechts gewandt, erblickten wir den Kasbek selber, bedeckt mit ewigem Schnee. Er ist in sich versunken, ruht in sich selber. Er steht abseits von allem, was geschieht, und darum auch von allem, was vorüberzieht. Zeitweise scheint es, daß er nicht aus Erde sei: aus irgendeinem andern Material, vulkanisch, aber fast gewichtlos, ins Unbegrenzte entwindend und mit ihm verschmolzen.

Es trieb mich, noch einmal Mlethi anzuschauen.

Wenn man die Darjalschlucht hinter sich läßt und nach Mlethi kommt — dann fühlt man, daß man hier am siebenten Tag der Schöpfung angelangt ist: so selig beschwichtigend wirkt es. In Mlethi glaubt man, mitsamt der Erde irgendwohin in unbekannte Gefilde zu entschweben. Alles ist von Zartheit und Weichheit umflossen. Luftige Weite strömt in die Seele. Wir kamen an.

In Duschethi mieteten wir Pferde und Führer und machten uns auf den Weg durch Pschawien zu Chewsurien.

Immer schwieriger wurde der Weg. Ein schmaler Pfad führte in schwindelnder Höhe am Rande des Felsens entlang. Nach einigen Werst näherten wir uns dem Dorfe Matura. Der Pfad trägt hier den Namen „Pschawersprung“ — (einstmals soll ein Pschawer hier vom Pferde gestürzt sein). Felsvorsprünge und steile, steinerne Stufen. Hier und dort schwebende Brücken über Schluchten und Schlünden: riesige Balken, die von einem Fels zum andern hinüberleiten. Der Weg ist nicht breiter als ein

Viertel Arschin. Einige hundert Meter in der Tiefe schäumt die Aragwa. Herzbeklemmend. Wir setzen unsern Weg von Matura aus nach Norden fort, an einem ebenfalls reißenden Nebenfluß der Aragwa entlang. Der Fuß eines ungeheuren Bergrückens taucht auf. Über diesen Bergrücken geht der Weg nach Chewsurien. Der schmale Pfad wird steiler, abschüssig. Furchterregend. Ringsumher Schweigen. Auch wir schweigen. Wir gelangten auf die Paßhöhe. Plötzlich stieg zu beiden Seiten des Berggipfels mit unglaublicher Geschwindigkeit ein dichter, immer mehr anwachsender Nebel auf. In wenigen Minuten hatte er alles ringsumher eingehüllt.

Auf engen Pfaden ging es abwärts.

Düster war es, stumm und menschenöde. Einige Werst weiter verbreiterte sich die Schlucht ein wenig, wurde grüner, waldiger. Die Felsen waren mit blühendem Moos bedeckt. Auf dem dunkelgraubraunen, von Quarzadern durchzogenen Schiefergestein schimmerten warme, saftige Flecken. Die Schlucht glich einem Dreieck. In der Ferne — schneeige Massive, die den Horizont versperrten. Nicht weit von uns, seitlich, gewaltige, breite Felsabhänge. Die hügeligen Hänge waren mit grünen Wiesen bedeckt, zwischen denen gelbe Weizenfelder leuchteten. Eine chewsurische Niederlassung tauchte auf, die einer Festung glich. Die Schieferhäuser in Gestalt von Türmen lagen eng zusammengedrängt. Häuser und Felsen hatten die gleiche Farbe. Man hatte den Eindruck, als wären die Häuser aus dem Fels herausgewachsen. In Wahrheit — Adlerhorste.

*

An der Wegbiegung tauchte ein Mensch auf. Wir holten ihn ein und begrüßten ihn. Er war jung. Er blieb stehen und begann, uns mißtrauisch zu mustern. Ich redete ihn auf georgisch an, und das Mißtrauen schwand sofort aus seinem Gesicht. Der Chewsure war ungefähr 22 Jahre alt. Er trug einen flachen, eisenbeschlagenen Schild und ein gerades, kurzes Schwert mit rechtwinkligem Griff. Im Gürtel steckte ein Dolch. In der Hand hielt er eine aus Lederriemen und Draht geflochtene Peitsche. Auffallend war die Hagerkeit seines Körpers. Seine Stirn war sehr hoch, mit flachgedrückten Schläfenknochen. Das Kinn war spitz. Die Ohren standen ein wenig ab. Sein Gesicht hatte die Farbe von dunkelbraunem Ziegel. Die Backenknochen waren kräftig. Die Gesichtsmuskeln schienen stark entwickelt, die Haut darüber war straff gespannt. Die Kaumuskeln traten besonders hervor. Die Augen waren groß und grau. Die Oberlider waren schwermütig gesenkt — (vielleicht vor dem blauen Glanz der Schneefelder?): er blickte mit leichtem Blinzeln. Einige Rasseeigentümlichkeiten fielen sogleich ins Auge: Mißtrauen und stolze Haltung, Bereit-

schaft zur Herausforderung und Furchtlosigkeit, Eigensinn und Tollkühnheit. Dabei war das Mißtrauen bei ihm mit kindlicher Schüchternheit vermischt. Er sprach mit klangvoller Stimme. Seine Worte waren kurz und rau.

„Wer bist du? Ein Georgier?“ fragte er mich.

„Zum Teil“, antwortete ich schwankend.

Man mußte das verständnislose Gesicht des Chewsuren sehen. Dieser junge Mensch, in dem alle Elemente zu einer einzigen Einheit verschmolzen waren, so daß er Teile gar nicht zu empfinden vermochte, konnte begreiflicherweise das Wort „zum Teil“ gar nicht verstehen.

„Wie zum Teil?“ fragte er, die Stirn leicht runzelnd, zurück.

Ich mußte es ihm erklären. Väterlicherseits war ich Russe — ein Walujew. Mütterlicherseits war ich Georgier, aus dem Geschlecht der Kawtsaradse. Meine Eltern leben noch heute in Tiflis. Ich bin in Georgien geboren und aufgewachsen. Mit meinem Blute fühle ich die Geschichte Georgiens. Meine Rassenseele hat mehr von Georgien als von Rußland. Aber meinen amtlichen Papieren nach bin ich Russe.

Ich teilte dem Chewsuren mit, daß meine Mutter eine Georgierin sei.

„Und der Vater?“ fragte er mit dem Anflug eines Lächelns.

„Mein Vater ist Russe“, gab ich zur Antwort.

Das Gesicht des Chewsuren verdüsterte sich wieder.

„Wie heißt du?“ fragte er, mir fest in die Augen blickend.

„Georgij Walujew“, sagte ich.

Der Chewsure begann vor sich hinzumurmeln: „Georgij, Giwargi“ . . . Den russischen Namen Georgij wandelte er in das chewsurische „Giwargi“ ab. Über „Walujew“ stolperte er, er vermochte es nicht auszusprechen. Da versuchte er, auch den Nachnamen ins Chewsurische zu übertragen: er kaute lange daran herum und fand endlich das Gesuchte: „Waluauri“.

„Willst du mich zu einem Chewsuren machen?“ fragte ich lachend.

„Nun, und? Wär' das so schlimm?“ erwiderte er mit einem Lächeln und bestätigte noch einmal die metallharten Silben: „Giwargi Waluauri.“

Unterdessen hatte der photographische Apparat ihn in allen Stellungen aufgenommen. Seltsam: der Apparat rief durchaus keine Verwunderung bei ihm hervor. Er staunte über mich und meine Begleiter, das andere nahm er beinahe als etwas Pflichtschuldiges hin.

„Du sprichst sehr gut georgisch“, wandte er sich an mich.

Im Munde eines Chewsuren war dieses das höchste Lob.

Mgelika Aluauri —, so hieß unser erster chewsurischer Bekannter —, nahm es auf sich, uns ins Dorf zu geleiten.

*

Die Sonne stand hoch, aber sie brannte nicht. Die Wolken warfen ihre Schatten auf den grünen Hang. Das Herz war freudvoll. Alles weckte

Freude: das Bett des Stromes, die Flußkiesel, die buntgesprenkelten Felsen, die abschüssige, mit Moos bewachsene Klippe. Meine Begleiter hielten gierig nach „Rahmen“ Ausschau.

Mgelika schritt neben mir (wir gingen jetzt zu Fuß). Hier und da trafen wir gespaltene, vom Blitz verkohlte Stämme. Ich fühlte: der Mensch, der neben mir einerschritt, war ein kräftiger Stamm, der den Blitz nicht fürchtet, vielleicht ihn gar ersehnt. Er sprach wenig.

Plötzlich gewahrte ich auf einem der Felsen eine Inschrift. Ich trat näher und war verblüfft: in den Felsen waren Verse eingegraben. Ich las sie, während der Chewsure mich beobachtete. Wir gingen weiter. Wieder ein Fels mit einer Versinschrift. Ich war erschüttert. Die gleiche Erschütterung hatte ich vor den Inschriften der Achemeniden in Medien empfunden. Aber es war ein Unterschied: die Achemeniden erzählten nur von sich, die Chewsuren auch noch von vielem anderen. Begierig las ich die Verse, die mit stählerner Schneide in den Felsen eingeritzt waren. Von der Kühnheit der Jäger war dort die Rede, vom Verderben und Tod einiger von ihnen zwischen steilen Felsen, vom Zweikampf zweier Männer, von Steinböcken und von vielem anderen. Hier wohnen die Kinder Homers, dachte ich. Ich kenne die georgische Dichtung gut. Auch ihr Chewsurischer und Pschawischer Zweig ist mir bekannt. Die Gedichte des Washa-Pschawela sind mir unzertrennliche Begleiter, — ich wüßte diesem Dichter keinen anderen unter den Zeitgenossen an die Seite zu stellen. Dieser Dichter ist ein Barbar, in dem der Genius bacchantisch erwacht ist. Sein Dichterauge verrät die Ekstase des Urmenschen, der das Feuer entdeckt hat. Seine Gebilde sind der reife Samen aus Mythe und Feuer. Ich erinnere mich an den Sommer 1915, da dieser große Poet in einer Klinik in Tiflis starb. Es verlangte ihn, die heimatlichen Quellen wiederzusehen — oder hatte er die Empfindung, daß er zu den Vätern einginge? Jedoch er vermochte nicht mehr aufzustehen. Er bat um einen Zweig mit Blättern. Man brachte ihn ihm. Er bat um einen Krug Quellwasser — man brachte es ihm. Er umwand sich mit den Zweigen und dem Laub — zum letzten Mal. Er trank einen tiefen Schluck des frischen Wassers — und schloß die Lider. So vereinigte er sich mit der Mutter Erde, ganz alttestamentarisch, ein feuriger Splitter des Gilgamesch und der Ilias. Unzertrennlich trage ich seine Gedichte auf mir.

Als ich die in den Schiefer eingeschnittenen Verse las, fühlte ich mich vom Dichterrausch angesteckt, obwohl ich selber kein Dichter bin. Ich begann, Strophen von Washa-Pschawela herzusagen. Der Chewsure lauschte verwundert. Inmitten des Schweigens der Felsenungetüme flossen Worte und Bilder wie ein Strom klingenden Metalls dahin. Washa-Pschawela hat in pschawisch-chewsurischer Mundart geschrieben. Es ist die gleiche georgische Sprache, nur ein wenig archaisiert, mit abgehackten Formen. Der Lakonismus des Ausdrucks ist hier bis zur äußersten Grenze durchgeführt. Er ist noch stärker in den Versen, die in Pschawien und Chewsurien vorwiegend elliptisch gebaut werden. Die

Worte sind hier wurzelhaft, urwüchsig, sie sind zum erstenmal erschaffen.

Meine Begleiter blieben zurück. Ich deklamierte und wurde von den Strophen und meiner eigenen Stimme bestrickt. Der Chewsure lauschte. Er sah aus wie ein witterndes Tier. Plötzlich sprang er auf einen Felsblock und umfing die Ferne mit seinem Blick. Auch er begann, Verse herzusagen. Die Bergbewohner haben durch die Gewohnheit, einander zuzurufen und durch die frische Luft, die die Lungen weitet, klingende, kräftige Stimmen. Die Stimme des Chewsuren war wunderbar metallisch. Er sang und sagte davon, wie die Ksisten eine Herde Hammel und Ziegen davongetrieben hatten, und wie die Tsuschen hinter den Räubern dreingejagt wären und sie besiegt hätten. In den Worten lag Grausamkeit, Rache. Weiter nichts? Doch: der Chewsure sang und sagte noch anderes. Er sagte noch, wie die Tsuschen die Herde nicht zurückzutreiben vermochten, denn ihr Leiter, ein starkhöriger Bock, lief aus Beharrungsvermögen weiter und immer weiter geradeaus, und alle andern hinter ihm drein. Der Chewsure zögerte mit seiner Mär und verzog das Gesicht: die Tsuschen mußten den Leitbock, den geliebten, auserwählten, töten. Tränen standen in den Augen des rauhen Menschen. Ich lauschte erschüttert. Der Chewsure begann ein neues Lied. Es war eine kleine Epopöe. Ein Jäger zog aus auf die Steinbockjagd. Ihm begegnet ein junger Tiger: Ein Schuß — und der Tiger ist hingestreckt. Aber in diesem furchtbaren Augenblick krallte die Tatze des Tieres sich an den Jäger. Beide stürzten in den Abgrund. Der Chewsure machte eine Pause, als ob er geendet hätte. Aber dem war nicht so: es kam noch stärker und zarter. Die Mutter des Jägers weint um ihren Sohn. Doch auch dem Tiger gibt sie das Seine: es ist für den Jäger eine Ehre, durch solches Tier zugrunde zu gehen. Indessen auch hiermit ist das Epos noch nicht zu Ende. Im Wachtraum sieht die Mutter, wie die Mutter des Tigers, wahnsinnig vor Schmerz, gleich ihr, ihr Kind beweint. Der Chewsure schwieg. Ich war ganz betroffen: welche grenzenlose Zartheit am Schluß des Sanges, welche Menschlichkeit! Der tierische Kampf des Jägers mit dem jungen Tiger schloß und verschmolz in milder, kosmischer Trauer. Der Chewsure wurde von den Strophen ganz berauscht. Er sagte noch vieles her. Inmitten der riesigen Felsen, wo das Schweigen gleichsam von einer ungeheuren Höhe niederzusinken schien, vernahm ich in Wahrheit die Stimme des Orpheus, der die Steine beschwört.

*

Mgelika führte uns zu sich.

Wir betraten die festungsartige Niederlassung. Die Häuser waren in zwei Stockwerken übereinander gebaut und hatten flache Dächer. Sie waren in den Felsenabhäng hineingegraben und so konstruiert, daß die Dächer der unteren Reihe den oberen als Terrasse dienten. Die untere Reihe war aus Schieferplatten gefügt und an Stelle von Kalk mit Lehm und Mist beworfen, die obere bestand größtenteils aus Balken. Die flachen Dächer waren

aus fettem Lehm und grobkörnigem Sand gestampft.

Die ersten lebenden Wesen, die wir erblickten, waren riesige weiße Schäferhunde, einer Rasse angehörend, die sich heute noch bei den Nomadenvölkern erhalten hat.

Es dunkelte bereits. Wir traten in das untere Stockwerk ein. Wir nahmen Platz. Als Bank diente ein Baumstamm mit drei an den oberen Enden behauenen Ästen: die Äste bildeten die Füße, die abgehobelte Oberhälfte den Sitz. Der Raum war geräumig, aber dunkel. Spärliches Licht fiel durch eine fensterähnliche Öffnung in der Wand: statt einer Scheibe war eine Ochsenblase davorgespannt. Die Decke war hoch und mit einer dicken Schicht von Ruß bedeckt. An der einen Wand befand sich der aus Steinen gefügte Herd. Hier brannten getrocknete Kuhfladen, die einen beizenden Rauch verbreiteten. Über dem Herd hing ein Kessel an einer Kette. An den Wänden entlang standen Säcke mit Mehl und Getreide, Kisten, Hausgerät, lagen Kleidungsstücke. An einer der Wände hingen allerlei Waffen: Schwerter, Dolche, Schilde, Armschienen, Panzer und dergl. Unter der Decke zogen sich Stangen hin, von denen auf Fäden aufgereichte Hammelknöchel herunterhingen. Nach der Zahl dieser Knöchelchen berechnen die Chewsuren die Anzahl des geschlachteten und verzehrten Viehs. Hart neben dem Herd war eine geflochtene Scheidewand, hinter der das Vieh untergebracht war. Hinter einem dichten Vorhang befand sich noch ein Raum, in welchem gewöhnlich die Frauen schliefen.

Es war ein wenig unbehaglich. Aber ich überwand mich und gewährte in der ganzen Einrichtung eine Verbundenheit von Mensch und Vieh in den Urelementen der Erde. Eine unsagbare Melancholie lag auf allem, selbst auf allen Gegenständen des Gebrauchs.

Wir saßen getrennt: ich, meine Begleiter, Mgelika, sein Vater und seine Brüder. Die Frauen saßen abseits, lächelten und wagten hin und wieder einen Scherz. Man brachte uns ein Stück hartes Gerstenbrot, ein Stück Hammelspeck, ein Stück geräuchernten Steinbock. Und dazu Arrak. Mgelika ließ sich auf ein Knie nieder und bot den Gästen den Arrak in Trinkhörnern. Der Arrak war sehr kräftig. Nun begann einer der Brüder des Mgelika ebenfalls einen Sang aufzusagen. Dann sangen alle das Lied vom König Heraklius: wie die Chewsuren einst den König auf ihren Armen aus dem Kampf getragen hatten — nachdem er die Schlacht verloren, wollte er nicht lebendig aus dem Feldlager heimkehren.

Ich lauschte den Tönen. Es war eher ein lautes Weinen. Ich bemerkte, daß die Chewsuren im Gegensatz zu den andern Georgiern nicht singen, sondern vielmehr wehklagen. Wieder die gleiche Melancholie, selbst im Gesang.

Nachdem wir unser Mahl beendet hatten, geleitete Mgelika uns zum Schlafen in das obere Stockwerk. Aber wir wählten die Terrasse für unser Nachtlager. Filzmäntel, Kissen wurden ausgebreitet. Wir legten uns nieder und deckten uns mit unsern Reisedecken zu.

Es war eine helle Bergnacht.

Müde blickte ich hinauf in die unermeßliche Höhe. Meine Begleiter schliefen unverzüglich ein. Ich schaute in die Höhe auf die Sterne. Schwermut bedrückte mein Herz. Und seltsam: ich empfand mein schwermutbeladenes Herz wie losgelöst von mir. Und noch seltsamer: trotz der Ermüdung fühlte ich Kraft in meinem ganzen Körper. Ich träumte und dämmerte hinüber in den Schlaf Adams.

*

Am andern Tage erblickte ich im Hof kämpfende Kinder. Ich war verblüfft: Sie zeigten eine musterhafte Fechtkunst. In den Händen hielten sie Holzscherter mit ein wenig gebogenen Spitzen, ein breites Querstück aus Holz bildete den Griff. Ihre runden Schilde waren aus abgeschälten Weidenruten geflochten und etwa einen Fuß breit im Durchmesser. Während des Gefechts ließen sich die Knaben bald auf das linke, bald auf das rechte Knie nieder, je nach der besseren Stütze, die diese oder jene Stellung bot. Auch auf beiden Knien knieten sie: das geschah, wenn sie in Wut gerieten. Die Gefechtsregeln wurden streng gewahrt. Ich beobachtete, daß den jugendlichen Kämpen die Gefahr einer „Prim“ sehr wohl bekannt war.

Ich habe an einer deutschen Universität studiert und galt zu meiner Zeit für einen guten Fechter. Das Beispiel der Kinder steckte mich an, und ich hat einen der Knaben um sein Holzschild. Sie blickten erstaunt drein. Aber noch erstaunter blickte Mgelika, als er in meiner Hand das Schwert gewährte.

„Kannst du fechten?“ fragte er mich.

In seine Verwunderung mischte sich ein kleines Quentchen Verachtung für den Menschen aus dem Tal, der mit einem Schwert nicht kunstgerecht umzugehen versteht.

„Jawohl, ich kann fechten“, gab ich lächelnd zur Antwort.

„Willst du mit mir fechten?“ forderte er mich heraus.

„Gern“, gab ich ein wenig verlegen zur Antwort.

Mgelika lief ins Haus und kehrte mit zwei Schwertern zurück.

„Wähle!“ sagte er.

Ich begann, sie zu mustern und war sogleich sprachlos: sie trugen lateinische Inschriften. Auf dem einen stand: „A. M. D.“ (konnte es vielleicht „Ave Mater Dei“ heißen?). Auf dem andern: „Genua“. Wie kamen diese Schwerter in das weltverlorene Chewsurien?

„So wähle doch endlich!“ rief er mir, meine Verwunderung nicht begreifend, zu.

Ich wählte das Schwert, auf dem ein Wolf dargestellt war. Mein Gedächtnis arbeitete. Cervantes erwähnt, daß Don Quichote, da er befahl, den Löwenkäfig zu öffnen, kein Schwert mit dem Zeichen des Wolfs gehabt hätte. Und hier hielt ich ein solches in Händen — und wo? — im fernen, weitentlegenen Chewsurien. Mgelika fiel das Schwert mit dem geprägten Adler zu.

Wir kämpften lange. Mgelika griff an, ich ver-

teidigte mich. Ich muß sagen, daß ich mich gut verteidigte. Mgelika freute sich.

„Ja, du kannst fechten“, sagte er und senkte das Schwert.

Ich gab keine Antwort.

Er eilte ins Haus und brachte eine Trinkschale heraus.

„Du sagst chewsurische Verse gut her und du kannst fechten: willst du Brüderschaft mit mir trinken?“ fragte er mit einiger Zurückhaltung.

„Sehr gern“, erwiderte ich.

Da zog Mgelika eine silberne Münze heraus und schabte damit an der Schale. Darauf füllte er sie mit Bier und abwechselnd tranken wir dreimal daraus. Dadurch waren wir jetzt verbrüdet. Fortan hatten unsere Schicksale den gleichen Puls.

Chati

Es war mein leidenschaftlicher Wunsch, einige der chewsurischen Heiligtümer anschauen zu können, die „Chati“ genannt werden. Es gibt deren viele in Chewsurien, aber am bedeutendsten, wie man mir gesagt hat, sind deren vier. An erster Stelle steht das Heiligtum Gudani. Es gebietet dem kriegerischen Geist der Chewsuren. Es geht die Sage: Wäre Thothia Gaidauri, der Priester und Fahnenträger des Heiligtums Gudani, nicht der Bestechung eines gewissen Edlen von Kasbek erlegen, die Russen hätten niemals in die Grenzen von Georgien eindringen können. Aber der bestochene Gaidauri verkündete, daß die heilige Fahne von Gudani nicht gegen die Russen kämpfen wolle, — die Chewsuren warfen ihre Waffen hin, und — die Russen drangen ein. Das zweite Heiligtum ist das Chachmatische. Es heilt das Vieh und die Weiber von Unfruchtbarkeit. Die Chewsuren, wie auch die Pschawen und Tsuschen führen gewöhnlich ganze Pferdeherden dorthin und erbitten von dem Heiligtum zahlreiche Zuzucht. Das dritte Heiligtum liegt in Zrolisgora. Es ist den Jägern gewidmet. Das vierte befindet sich in Likoki und heißt „Kopala“. Es schützt vor bösen Geistern.

Ein Volksfeiertag rückte heran, der in Chachmati begangen wird. Ich verschwieg es meinen Reisegefährten: ich wollte ohne sie diesen Feiertag mitmachen, denn ich fürchtete, in Anwesenheit russischer Gäste würden die Chewsuren vieles geheimhalten. Ich dagegen befand mich in einer andern Lage: ich sprach georgisch und war Mgelikas Blutbruder geworden: die Chewsuren würden mich als einen der Ihren aufnehmen. Meine Begleiter machten sich auf den Weg nach dem Dorf Chachabo. Ich begab mich mit Mgelika nach Chachmati. Unweit von Gudani ließen wir die Gipfel, auf denen die Burg der Königin Thamar ragt, links liegen und wanderten über lehmige, mit Alpenflora bedeckte Hügel. Hinauf, hinab. Über das Bett der weißschaumigen Aragwa und über Mühlenkanäle gelangten wir schließlich nach Chachmati, das zu beiden Ufern des Flusses liegt. Auf einem riesigen Felsen ragt ein Turm. Unweit davon das „Chati“, wie auch die andern Heiligtümer in einem heiligen Hain gelegen, wo es verboten ist, auch nur einen Zweig abzuheben. An einigen Orten finden sich

solche Haine aus hochstämmigen Bäumen noch über der obersten Baumgrenze: ein Rätsel für die Geologen.

Im Schatten der riesigen heiligen Bäume tauchte ein schlichter, aus Schieferplatten gefügter Tempel auf. In der Umfriedung befanden sich eine Unmenge Steinblöcke mit altersgrünen Hirschgeweihen und Steinbockhörnern. Nahe am Tempel ein bedeckter Schuppen, in welchem während der Feiertage die Priester gewöhnlich hausen. Ein wenig tiefer gelegen — ein zweiter Schuppen für das Volk. Es waren noch andere Schutzhütten vorhanden: eine zur Bereitung des vorschriftsmäßigen Bieres, eine zweite zu seiner Aufbewahrung, eine dritte — gleich einer Scheuer — zur Aufspeicherung von Gerste und Weizen. Der Tempel war niedrig und dunkel. Auffallend, daß in dem „Chati“, was soviel wie „Heiligenbild“ bedeutet, sich keinerlei Heiligenbilder fanden. Dafür aber eine Menge Kübel von zylindrischer Form aus einem Baumstamm geschnitten, desgleichen zahlreiche Krüge, Bierkessel, Schöpfkellen, aus dem Holz eines Baumes gehöhlt mit einem dicken Ast daran, um das Bier auszuschenken. Der einzige heilige Gegenstand im Tempel war die „Droscha“ — die Fahne: eine lange Stange, mit Silber beschlagen, auf die ein silbernes Schwert mit eiserner Spitze aufgepflanzt war. Um die „Droscha“ war ein Fahnentuch gewunden, das sich breit entfaltete.

Volk strömte herzu. Die Betenden harreten auf das Erscheinen des Oberpriesters. Endlich trat er hervor: hochgewachsen, hager, kraftvoll. Alle nahmen die Mützen ab. Die Köpfe waren größtenteils kahl geschoren. Kein einziger spitzer Schädel befand sich darunter. Die schlichte, unkomplizierte, heilige Handlung nahm ihren Anfang. Jeder aus der Schar der Betenden brachte dem Priester ein Opfertier dar — meistens einen Hammel. Auch ein Krug Bier wurde dargebracht. Der Priester zündete eine Kerze an, nahm den Krug und sprach das schlichte Gebet:

„Heil und Ruhm dem Schöpfer, Heil dem heutigen Tag, Heil der Sonne und ihrem Begleiter!“ Der Priester hob den Kopf und wandte nun seine halbgeschlossenen Augen dem Unsichtbaren zu: „Höre das Gebet des Bittenden! Schenke ihm einen Sohn, vermehre seine Ernte! Hat er sich vor dem Sohn eines andern Gottes versündigt, so bitte um Gnade für ihn! Bedecke ihn mit dem Saum deines Gewandes! Segne die Arbeit seiner Hände und sein Vieh! Sei ihm gnädig, wie auch allen Zweibeinigen und Vierbeinigen, die zu ihm gehören!“

Nachdem er das Gebet beendet, trank der Priester ein wenig von dem Bier und reichte dann den Krug den anderen Priestern. Diese tranken ebenfalls einige Züge, den Rest gossen sie dann in einen hierfür bereitgestellten großen Zuber. Der Krug wurde dem Bittsteller zurückgegeben. Darauf schritt der Priester zur Opferung des Tieres. Er durchschnitt ihm mit einem Messer die Kehle und ließ den Blutstrom in einen darunter gestellten hölzernen Trog laufen. Dann netzte er sich die Hände mit dem heißen Blut und zeichnete mit dem Finger auf die Stirn des Bittstellers das Zeichen

des Kreuzes. Die Hilfspriester besprengten die Wände des Tempels mit dem Tierblut. Der Oberpriester schnitt dem Opfer den Kopf ab, übergab ihn dem Opferspender, und die andern Priester gaben diesem das Geleit, indem sie sprachen: „Empfange die Gnade des Herrn!“

Einer nach dem andern traten die Bittsteller an den Oberpriester heran. Er stand, blutüberströmt, in der Hand das ebenfalls bluttriefende gewetzte Messer. Der Priester wurde berauscht vom Blut. Seine Augen glitzerten. Es war, als wäre er bereit, den eigenen Sohn als Opfer niederzustechen.

Unterdessen brieren die andern Priester und ihre Gehilfen bereits das Fleisch und teilten das Volk in Gruppen nach ihren Dörfern ein, indem sie Männer und Frauen voneinander trennten. Sie teilten unter ihnen Rind- und Hammelfleisch aus, „Chinkali“ — kleines, rundes Pastetengebäck mit Butter, — und Bier und Arrak. Die rituelle heilige Handlung ging unmerklich in einen gewöhnlichen Festschmaus über. Man trank aus Steinbockhörnern. Fröhlichkeit ergoß sich in sonnigen Strahlen. Heldengesänge wurden vorgetragen. Einer forderte den andern zum Lieder-Wettkampf heraus. Und alle waren Sieger in diesem Wettkampf. Die Chewsuren sangen, indem sie den Text improvisierten:

„Wir Chewsuren rüsteten,
Zogen mit den wackern Tsuschen
Gegen die Lesginen;
Und es waren ihrer zwölf,
Doch es blieben fünf nur . . .“

Viele fochten miteinander. Sie waren kriegsrisch gekleidet. Über ihre übliche Kleidung hatten sie Panzerhemden ohne Ärmel gezogen, die den ganzen Rumpf bedeckten. Die Arme waren durch eiserne Armschienen geschützt, die Innenfläche der Handgelenke war mit einem Netz aus Metallringen bedeckt. Auf dem Scheitel trugen sie einen gewölbten Eisenhelm, von dessen Rändern ein Kettennetz herabhing, das Gesicht und Hals bis zu den Schultern bedeckte. Die Kämpfenden waren mit eisernen Schilden und geraden Schwertern bewaffnet. Das zerrissene Netzwerk der Panzerhemden und die tiefen Scharten auf den Schilden zeugten von der Gewalt der Streiche, die sie einstmals getroffen hatten. Die Gesichter dieser Wikinger trugen die Merkmale von Narben. Besonders auffallend waren die Narben, die parallel von der Mitte der Stirn zur Nasenwurzel liefen: sie rührten offenbar von Schlägen mit dem gezackten Kampfring („Sazeruli“) her. Die Chewsuren kämpften wie junge Tiergötter, sich freuend an ihrer Kraft und Geschicklichkeit.

Das Gelage ging mählich in eine Orgie über.

Die Gruppen der jungen Chewsuren warfen Worte und Anspielungen nach jener Seite hinüber, wo in einiger Entfernung die Chewsurinnen saßen. Diese antworteten durch ein Lächeln. Die Kräfte wuchsen. Man mußte ihnen Abfluß schaffen: und so setzten einige der kecken jungen Helden ihre starkbeinigen Pferde in Galopp. Die Pferde stoben dahin, angesteckt vom Rausch ihrer Reiter.

*

Ich saß unter den Schmausenden, aber innerlich vermochte ich an ihrem Festmahl nicht teilzunehmen. Ich war „Zuschauer“, ein einsamer Beobachter. Um mich herum war eine mir unbekannte Atmosphäre ausgegossen. Ein jeder Chewsure lebte hier das Leben des Ganzen. Der persönliche Wille, der sich für eine Zeit vom Stamm gelöst hatte, kehrte bezähmt wieder in seinen dunklen Schoß zurück.

Ich sann: ob dieses „Chati“ (auf georgisch: Bild) nicht das greifbare Muster jenes Stammbildes ist, das in Jahrhunderten die getrennten persönlichen Elemente vereinte? Das greifbare vollendete Modell, die Keimzelle der Stammesseele? Mag sein, daß dem so war. Auch andere Erscheinungen bestärkten diese Vermutung. Das Wasser, das zur Bereitung des rituellen Bieres benötigt wurde, mußte vom ganzen Dorf herbeigeschafft werden. Eine deutliche Betonung des Ganzen, der Einheit. Aber ein noch deutlicheres Merkmal: bei der pflichtschuldigen Leistung der Tempelabgaben ging man bei den Chewsuren nicht nach der Kopffzahl des Stammes, sondern der Stamm als solcher wurde als ein unteilbares Ganzes angesehen.

Der Chewsure bezeichnet sich als „Diener des Chati“. Treffende Bezeichnung, denn er ist der Vollzieher des Stammeswillen.

*

Im Schatten der jahrhundertealten Eichen mit ihren verkrümmten Ästen saß eine Gruppe von Chewsurinnen. Auch die Frauen gaben sich der Fröhlichkeit hin, aber in außerordentlich zurückhaltender Weise. Einige sprangen auf einen ungeheuren Felsblock, der in der Nähe lag. Sie waren offenbar unfruchtbar und erhofften von diesem Felsenstein einen heilsamen Zauber. Die Chewsurinnen flüsterten untereinander, lächelten, lachten und warfen halb herausfordernde, halb ermunternde Blicke zu den Männern hinüber. Etwas Zweideutiges lag in ihren Blicken und besonders in ihrem Lächeln. Ich mußte unwillkürlich an Lionardos Gioconda und ihr geheimnisvolles Lächeln denken.

Besonderen Eindruck machte mir eine unter ihnen: breithüftig, mit hohen Knien. Ihr Gesicht war von einer bräunlichen Olivenfarbe. In ihren großen Augen verdichteten sich Ferne und Bläue. Sie lächelte doppelsinnig und sprach fast gar nicht. Das Mädchen fing meinen Blick auf und verfinsterte sich sofort: die langen Brauen zogen sich auf ihrer hohen Stirn zusammen. Ich starrte sie an wie verzaubert. Es ist ein großes Glück, eine Frau zu erblicken, in der man sogleich sein Schicksal fühlt. Ein noch größeres Glück, in ihrem flüchtigen Blick zu erhaschen, daß man ihr gefällt. Ich fühlte im Fluge, daß ich dieser wilden Chewsurin gefiel. Offenbar begann mein allzu festgebannter Blick sie zu verwirren: sie erhob sich, schritt an mir vorüber auf eine andere Frauengruppe zu, mir gleichsam durch ihren biegsamen jungen Wuchs eine Herausforderung zuschleudernd. Unbekannte Kräfte strömten in mich ein. Die Chewsurin riß ihr Tuch vom Kopf. Ihre dichten Haare von der Farbe dunkelbrandroten Kieselsteins waren kurz-

geschnitten. Sicher waren ihre Haare mit Kuhharn gewaschen und dann mit einer Aschenlösung abgespült — (die Chewsuren behaupten, daß das vor Grind und Schuppen schützt). Die Haare gleißten in der Sonne. Sie selber glitzerte und gleißte. Ich schaute auf sie und ihren Schatten. Die Chewsuren schmausten. Anscheinend hatte niemand außer ihr allein meine entzückten Blicke bemerkt. Das war süß und geheimnisvoll. Aber plötzlich schlug mir jemand auf die Schulter. Ich wandte mich um: es war Mgelika. Die Zähne entblößend, lachend, flüsterte er mir unterdrückt zu:

„Nun, gefällt sie dir?“

Ich senkte den Kopf vor Scham.

Die Chewsurin war, wie sich herausstellte, die Base des Mgelika.

*

Es vergingen einige Tage.

Meine Begleiter kehrten mit geeigneten „Rahmenaufnahmen“ zurück.

Ich lebte mich allmählich in das Dasein der Chewsuren ein. Gestern ging ich mit Mgelika auf die Jagd in die Berge, wo die Steinböcke hausen sollten. Diese wundersamen Tiere leben hoch oben auf unzugänglichen Felsen. Sie klettern, meistens gegen Sonnenuntergang, auf die Alpenmatten hinunter, wo sie dann bis zum Morgen sich am saftigen Gras erlaben. Wir banden uns „Zriapi“ an die Fersen, eiserne Dreispitze, mit denen wir uns im Notfall am Rande eines Abgrunds festklammern konnten. Wir kletterten auf schwindelerregenden Steilpfaden hinan. Hier und da hörte der Weg vollkommen auf. Dann höhlichten wir uns mit unsern Dolchen gerade soviel Platz aus, um den Fuß aufsetzen zu können. So arbeiteten wir uns vorwärts, bis wir wieder auf einen Felsenpfad stießen. Gab so ein glatter Stein nach, auf dem unser Fuß Halt suchte, so flogen wir in den Abgrund. Mgelika wurde es nicht schwer, sich auf diesem Pfad fortzubewegen. Ich aber quälte mich redlich ab. Er ermunterte mich mit gutmütigem Spott. Wir trafen unterwegs den „Freund“ der Steinböcke — einen großen Bergtruthahn, dunkelbläulich gefärbt und schwarz und weiß gestreift, auf georgisch „Schurthchi“ genannt. Ich sah diesen Wundervogel zum ersten Mal. Endlich entdeckte Mgelika einen Steinbock. Wir zwängten uns an die engste Stelle und überließen dem Tier den breiteren Pfad. Als er uns gewahr wurde, erschrak der junge Steinbock und stob mit solcher Geschwindigkeit auf diesem Pfad davon, daß er uns, wenn wir uns in seinem Weg befunden hätten, bestimmt umgerannt und in den Abgrund hinuntergestoßen hätte. Zwei Schüsse knallten. Der Steinbock stürzte wie hingemäht. Die Kugel des Mgelika hatte ihn getroffen. Wir hoben das erlegte, selten schöne Tier auf. Das Fell gehörte Mgelika; das Fleisch teilten wir nachher untereinander, die Hörner weihten wir dem Tempel. So wollte es das Jagdgesetz der Chewsuren.

Mgelika frohlockte. Wir wanderten zurück. Er wurde redselig und heiter: er erzählte, scherzte, lachte. In mein Hirn grub sich von neuem das Bild

der jungen Chewsurin ein. Trübsal verdunkelte die Freude meines Herzens. Mgelika spürte es mit seiner tierhaften Witterung.

„Ich weiß — ich weiß, an wen du denkst“, sagte er fröhlich.

„An wen denn?“ fragte ich verwundert.

„An Msekhala.“

So hieß die Chewsurin; der Name bedeutete „Sonnenfrau“.

Ich schwieg.

„Spreche ich die Wahrheit?“ drang er weiter in mich.

„Ja“, gab ich ihm zur Antwort. Ich vermochte nicht, ihn zu belügen.

„Heute nacht wird sie zu dir kommen.“

„Wie? Was? Sie — zu mir? Heute nacht?“ fragte ich fassungslos, erstaunt.

Mgelika gab keine Antwort. Er lächelte.

Auf dem Wege holte uns ein Gewitter ein. Wir suchten Schutz in einer Höhle. Heftiger Regen strömte hernieder: er ergoß sich in riesigen Fächern. Die Regentropfen waren groß wie Eicheln. Blitze zuckten, die Ferne durchschneidend. Dumpf und sieghaft grollte und rollte der Donner. Es war ein wildes Bacchanal der Naturgewalten. Mgelika frohlockte. Plötzlich schlug ganz dicht vor uns der Blitz in eine ungeheure Fichte, und im Nu brannte sie lichterloh. Mgelikas Augen brannten. Das war Leben, blindes, sündeloses Leben. Die Fichte loderte, vom Blitz in Brand gesteckt. Unsere Herzen frohlockten, der Flamme gewärtig.

Wir umarmten einander.

*

Ich dachte, Mgelika habe gescherzt. Aber irgendwo in einem Winkel meines Bewußtseins glaubte ich seinen Worten oder wünschte vielmehr, ihnen zu glauben. Es ist schließlich nichts Besonderes daran, dachte ich. Bei primitiven Völkerstämmen herrscht ja die Sitte: dem fremdländischen Gast wird für die Nacht die schönste der Jungfrauen zugewiesen. Warum sollten die Chewsuren mir gegenüber nicht ebenso handeln? fragte ich mich und freute mich insgeheim.

Ich legte mich in einiger Entfernung von meinen Reisegefährten in dem oberen Stockwerk schlafen. Das Bett war eine Art Kiste, aus Brettern roh zusammengenagelt, auf vier plumpen Füßen. In der Kiste lagen ein paar abgenutzte Schafsfelle, Steinbockfelle und ein wenig Stroh. Kein Kissen, keine Decke. Aber was erträgt man nicht alles in Erwartung eines solchen Besuches? Vor Wanzen und Läusen fürchtete ich mich nicht. Die Chewsuren reiben ihren Körper mit Öl ein und tragen wollenes Unterzeug: das schützt vor der Verbreitung dieses widerwärtigen Ungeziefers. Aber Flöhe gab es in ganzen Heerscharen. Zum Glück hatte ich Insektenpulver bei mir. Während ich verzweifelt mit den Flöhen kämpfte, gab ich mich dem Gedanken an göttliche Dinge hin.

Ich wartete auf die Chewsurin und erinnerte mich an die Worte des Herodot:

„Jede Frau, die aus jener Gegend (Babylon) gebürtig ist, muß, wenn auch nur einmal im Leben,

den Tempel der Aphrodite betreten, um sich einem Fremdländer hinzugeben . . . In der Umfriedung des Heiligtums sind Umgänge, durch Stricke abgeteilt, geschaffen. Die Fremden wandern darin herum und wählen sich eine Frau, die ihnen gefällt. Die Frau, die einen Platz in der Tempelumfriedung innehat, darf ihn nicht verlassen, ehe ein Fremder ihr nicht Geld in den Schoß geworfen und sich nicht mit ihr außerhalb der Umfriedung gepaart hat. Wenn er ihr das Geld zuwirft, muß er sagen: „Ich rufe die Göttin Melitta an.“ Und wie karg auch die Gabe sein mag, die Frau versagt sich dem Manne nicht: das Gesetz verbietet ihr das, denn diese Gabe ist heilig. Sie folgt dem ersten, der ihr Geld zuwirft.“

Mein Schlafwinkel glich nicht im entferntesten dem Tempel der Aphrodite, aber in Erwartung der Chewsurin bildete ich mir wirklich ein, ein „Fremdländer“ nach der Art des Herodot zu sein. Die Chewsurin kam nicht. Ich begann, tiefer in die Worte des Historikers aus dem Altertum einzudringen. Was mochten sie bedeuten?

Ich wartete auf die Chewsurin. Meine Gedanken arbeiteten.

Vielleicht hatten wir es hier auch mit einer andern Erscheinung zu tun, dachte ich. Den alten Stämmen erschien der Fremde als ein Gott. Es gibt Tatsachen, die das bezeugen. Mag sein, daß die Babylonierinnen den Fremden als Gott aufnahmen und sich in süßer Opferlust ihm hingaben. Der Drang zum Andersartigen, Fremdländischen, ist das nicht der wahre Urkeim aller Dinge? Urkeim Gottes sogar? dachte ich erbebend. Man kann sich einen Gott ja nicht in sich selbst beschlossenen denken. Er ist — aber er „ist“ nicht nur: er schafft sich stets neu aus sich, um zu sein. Und wenn das von ihm Geschaffene auch sein anderes „Selbst“ ist, so ist es eben doch ein „anderes“, „fremdes“, zuweilen sogar etwas ihm feindlich Widersprechendes. Hier liegt vielleicht letztes Geheimnis. Meine Gedanken arbeiteten in dieser Richtung weiter. Das georgische Wort „Uzcho“ kam mir zu Hilfe, was soviel wie „fremd“ und gleichzeitig „wundersam“ bedeutet. Wie sollte man nicht zum „Fremden“ streben, wenn es tatsächlich „wundersam“ ist?

Mein Kampf mit den Flöhen hatte jetzt Erfolg. Ich weiß nicht, ob meine Gedankenarbeit ebenso erfolgreich war. Ich erwartete die Chewsurin und bildete mir ein, ich wäre ein Fremder, der — schrecklich und wonnig, es zu sagen — als Gott aufgenommen wurde.

Aber die Chewsurin kam nicht. Hatte Mgelika gescherzt?

Plötzlich entstand ein Rascheln an der Tür. Ich hielt den Atem an. Wäre sie es wirklich? Mein Herz hämmerte. Ich zitterte und wartete. Gemessen und selbstsicher trat sie ein. Sie näherte sich mir, blieb stehen. Ich richtete mich auf. Sie setzte sich ans Kopfende meiner Lagerstatt. „Sei gegrüßt“, flüsterte sie. Ich murmelte irgend etwas zur Antwort. Das Mädchen wartete offenbar auf irgend-etwas, ich wurde zaghaft. Schließlich legte sie sich, ohne sich zu entkleiden, von selber neben mich. Ich gab ihr zu verstehen, daß sie sich lieber entkleiden

sollte. Sie flammte auf und wich zur Seite. Ich glaubte, es wäre Scham. Ich sammelte Mut und streckte die Hand aus. Sie erschrak und wurde zornig. Ich hielt verständnislos inne. Das Mädchen glühte.

„Willst du mein Szorpheri sein?“ sagte sie endlich.

Ich wußte nichts zu erwidern. Das Wort „Szorpheri“ bedeutet auf georgisch „gleichfarbig“. Aber was bedeutete dieses Wort in bezug auf das Verhalten einer Frau gegenüber? Ich wußte es nicht. Die Glut des mir nahen, jungen Leibes bezwang mich. Unwillkürlich stieß ich hervor:

„Ich will.“

Da streckte sie sich wieder der Länge nach neben mir aus. Mir stockte der Atem. Das Mädchen schmiegte sich an mich und küßte mich auf die Stirn. Ich faßte ihren Kopf in beide Hände und begann ihren frischen Mund zu küssen. Sie wider setzte sich nicht. Ich versuchte, sie an mich zu ziehen und zu umarmen, aber wieder flammte sie auf und sprach:

„Nein, nein . . . das nicht . . . Wir sind doch Szorpheri!“

Mein Kopf war benommen. Die Worte „das nicht“ brannten mir im Ohr. Also alles, was mir beliebte, nur nicht „das“: war sie so zu verstehen? Ich war unsicher.

Ich erstickte sie mit meinen Küssen.

Sie preßte mich in ihren kraftvollen Armen. Wir keuchten beide. Aber beide — sie und ich — hielten wir uns an der feurigen Grenze, ohne sie zu überschreiten, und darum wurde das Verderben — für mich natürlich — umschifft.

Wir berührten uns, Brust an Brust. Sie wich zurück, aber sie löste ihre Lippen nicht von den meinen. Ihre Brüste erschienen mir wie Flußkiesel, von der Sonne durchglüht. Sie waren hart und fest. Sie selber war hart und fest, wie Felsenstein. Und aus dem Felsenstein sprang eine Quelle: ihr Mund, von dem ich gierig trank.

Gegen Morgen entschwand die keusche Bacchantin unbemerkt.

*

Ich tappte im Ungewissen. Ich leugne nicht die Möglichkeit, daß alles, was ich in der gestrigen Nacht erlebte, eine Abart der alten StamMESSitte darstellt, dem fremden Gast für die Nacht die schönste der Jungfrauen zu bieten. Die Wurzeln sind die gleichen. Wenn die Chewsurin sich nicht hingegeben hat, so aus dem Grunde, dachte ich, daß diese Sitte bei den Chewsuren, in denen ritterliches Blut fließt, eine ritterliche Wandelung erfahren hat. Mgelika hatte mir seine Base offenbar mit der Absicht dargeboten, meine Blutbrüderschaft auf die Probe zu stellen: ob ich neben ihr wie neben einer Schwester liegen könnte. So vermutete ich. Diese Vermutung hatte indessen eine schwache Seite: wenn dem so war, so hätte die Chewsurin sich mir gegenüber doch nicht so bacchantisch verhalten. Ich zweifelte. Die Vermutung fiel wieder in sich zusammen. Ich beschloß, mich um des Rätsels Lösung an Mgelika selbst zu wenden.

Aber Mgelika stand der Sinn jetzt nicht danach: sein Freund war tödlich verwundet worden.

*

In meiner Kindheit mußte ich häufig Hühner schlachten. Mit der Linken packte ich einen Flügel, drückte mit dem Daumen den Kopf zurück, so daß die Kehle freilag, in der Rechten hielt ich das Messer — und stieß zu. Unbedingt hatte ich dabei eine sehr unangenehme Empfindung, aber ich bebte nicht. Der geköpft Körper flatterte noch ein paar Sekunden herum, und ich reinigte das Messer vom Blut. Aber einmal erlebte ich etwas Besonderes dabei: in dem Augenblick, da der blutige kleine Leib noch mit dem Tode rang und blind von einer Seite auf die andere hüpfte, erblickte ich plötzlich das abgetrennte Köpfchen — und Entsetzen packte mich: das Schnäbelchen starb, den letzten Hauch herauslassend, die Äugelein blinzelten noch eine Hundertstel Sekunde und erstarrten. Ein unbekanntes Grauen erfaßte mich. Das Furchtbarste war dabei — das kam mir später zum Bewußtsein — daß das Leben, das ein Ganzes in einem Organismus ist, hier in zwei voneinander getrennten Elementen mit dem Tode kämpfte, im Rumpf und im Kopf. Das Leben, das Einheitliche und Unteilbare, war gleichsam in Stücke gerissen. Aber das war noch nicht alles. Die Lebenskraft, die unsichtbar das Geschöpf durchströmt, wurde einen Augenblick lang für mich faßbar. Und noch eins: der Rumpf hörte auf zu zucken, das Köpfchen hörte auf zu atmen, — diese Lebenskraft war gewissermaßen aus ihnen ausgetrieben, hatte sich irgendwohin ergossen, war wieder unsichtbar geworden. Aber sie hatte sich nicht ins Nichtsein verflüchtigt, — das war wenigstens meine Empfindung. Darin lag gerade das Grauensvolle. Die Alten hätten es heilig genannt. Ich erinnere mich: ich warf damals das Messer fort und lief davon. Meine Hände zitterten. Seit jener Zeit habe ich eine Angst, eine furchtbare, unmenschliche Angst vor Blut. Im Blut, in jedem seiner Tropfen sehe ich das Leben: nicht seine gewohnte, alltägliche Offenbarung, sondern seinen Wesenskern, sein Geheimnis.

Ich führe dieses alles hier an, um annähernd das Verhältnis der Chewsuren zum Blut darzutun. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß die Chewsuren, mit den Narben in ihren Gesichtern und den Wunden an ihren Leibern, ständig bewaffnet und bereit, dreinzuschlagen, einzig nach Blut dürsten. Aber das wäre eine von Grund aus irrümliche Annahme. Niemand in der Welt fürchtet sich so vor Blut und Blutvergießen wie der Chewsure: kein Volk, kein Stamm. Der Mörder wird in Chewsurien als „Feigling“ gebrandmarkt. Das ist sehr charakteristisch. Und ein Held ist bei ihnen durchaus nicht, wer tiefe und gefährliche Wunden austellt. Eine Wunde darf nur eine Hautritzung sein, selbst im wildesten Gefecht: nur darin zeigt sich der wahre Mann, der wahre Held.

Im Dorf ging das Gerücht, Apareka Khistauri habe den Gogothur Gigauri tödlich verwundet. Man mußte die Gesichter der Chewsuren sehen: sie waren so verzerrt, als ob der Tod über sie dahingegangen wäre. Besonders erregt war Mgelika,

denn Gogothur war sein liebster Freund. Dieser heitere und starke Chewsure war nicht zum Wiedererkennen: er irrte herum, als habe er sich selbst verloren. Es verdüsterte auch sein Gemüt, daß bei der ganzen Geschichte, wenigstens zu Beginn, Gogothur im Unrecht gewesen war. Der starke und gewandte Gogothur hatte, wie sich herausstellte, den schwachen und ungeschickten Apareka geneckt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte er Apareka seinen Dolch entrissen, ihn leicht damit geritzt, und hatte dem Gegner dann stolz die eigene Waffe zurückgegeben. Apareka war geschändet: mit seinem eigenen Dolch hatte man ihn verwundet! In einer Aufwallung tierischer Wut stieß Apareka dem Gogothur den Dolch in den Leib.

„Natürlich ist Apareka ein Feigling“, murmelte Mgelika, „aber Gogothur hat schlecht und unwürdig gehandelt.“

Die Chewsuren stehen immer auf der Seite dessen, der im Recht ist. Keinerlei Bande, nicht Verwandtschafts-, Freundschafts- oder Stammesbande können sie zur kleinsten Parteilichkeit in dieser Beziehung verleiten.

Mgelika nahm mich mit ins Haus des Gogothur.

Der Verwundete lag finster und böse auf dem Ruhebett.

Der Chirurg Likokeli verband die Wunde.

Gogothur schrie nicht vor Schmerz. Für einen Chewsuren ist sogar ein durch Schmerz erpreßtes Stöhnen schon eine Schande.

Der Chirurg

Der Chirurg war 97 Jahre alt, aber er war rüstig. Ich schaute ihm genau zu. Er arbeitete während des Verbindens mit der Kaltblütigkeit eines Artisten. Ich war verblüfft. Aber noch verblüffter war ich, als ich erfuhr, daß er die Struktur des menschlichen Gehirns bis in die letzten kleinsten Windungen kannte. Woher? In einem Bergnest, wo es kein Radio, keine Zeitung, keine Eisenbahn, keine Straßenbahn gab, in einem weltabgeschiedenen Winkel erblickte ich einen Greis, der mit allem Wissen und allen Kenntnissen der Chirurgie ausgerüstet war.

Ich unterhielt mich mit dem Alten. Er erzählte mir allerlei. Zur Heilung von Wunden wandte er eine Salbe an, die aus Eiweiß und Honig bereitet wurde. Wenn an den Wundrändern geronnenes Blut saß, so holte der chewsurische Chirurg Regenwürmer aus dem Mist, tötete sie durch Aufstreuen von Salz und legte dann die toten Würmer auf die Wunde. Nach den Worten des Alten wurde auf diese Weise die Wunde so gesäubert, daß dem Blick des Arztes auch nicht die kleinste Einzelheit in ihr entgehen konnte. Vieles erzählte mir der Greis. In seinem Munde bekam jedes Heilmittel etwas Mythisches. Er selbst war mir ein Mythos. Ich hörte ihm voll Verwunderung zu. Es stellte sich heraus, daß er sogar Schädeltrepanierungen vornahm, und zwar ohne irgendwelche Hilfe. Im ganzen hatte er in seinem Leben 413 Kranke geheilt. Es waren auch Pschawen und Ingschen darunter. Einem war im Zweikampf der Kopf mit einem Säbel gespalten worden: der Chirurg

mußte den Knochen entfernen und das Gehirn bloßlegen. Die Operation war sehr schwierig, aber es gelang, den Kranken zu heilen.

Ich weidete mich an diesem Zauberer, der aus prähistorischen Zeiten ausgegraben zu sein schien. Er besaß Kenntnisse, die die Jahrhunderte nicht verwischt hatten. In Chewsurien gibt es mehrere solche Chirurgen. Die uralten Kenntnisse werden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert: sie sind Kunst.

*

Jedoch den Gogothur vermochte der Chirurg Likokeli nicht zu retten.

Gegen Abend begann die Agonie. Gogothur phantasierte. Plötzlich richtete sich der Kranke hoch und rief:

„Die Kerze!“

Angst und Schrecken strömte bei seinem Wort durch die Glieder der Anwesenden.

„Weh uns!“ schallte es zur Antwort.

Man brachte eine Kerze. Man gab sie dem Kranken in die linke Hand und zündete sie an.

„Das Schwert!“ rief noch grauenvoller der Sterbende.

„Weh mir!“ war die Antwort der Mutter.

Man brachte das Schwert. Man gab es Gogothur in die rechte Hand.

„Salz!“ stieß der Chewsure mit versagendem Atem hervor.

„Weh uns! Weh uns!“ tönte es dumpf.

Man brachte Salz. Man schüttete es dem Sterbenden in den Mund.

Da schrie er mit übermenschlicher Kraft:

„Tötet ihn!“

Mit gleicher Kraft brach die Antwort aus aller Mund:

„Wir werden ihn töten! Wir werden ihn töten!“

Die Kerze war heruntergebrannt. Das Schwert begann sich langsam zu neigen. Tränen erstickten die Brüder des Gogothur, aber nicht eine Träne war zu sehen. Gogothur hauchte seinen Geist aus. Die Mutter griff in Hast nach Streichhölzern und Petroleum und lief, das Haus des Mörders anzuzünden. Man hielt sie zurück. Die Großmutter des Gogothur, eine hundertjährige, zahnlose Greisin, mummelte etwas vor sich hin, flüsterte Laute der Verwünschung. Die Brüder des Gogothur wappneten sich und machten sich auf den Weg. Sie mußten Rache üben. Das Dorf war in Aufruhr. Der Mörder war vermutlich schon entflohen.

Jetzt erblickte ich in Wahrheit Blut, furchtbares, mystisches Blut. Es rief, es schrie, es forderte Vergeltung. Die Brüder des Gogothur waren die fleischgewordene Fortsetzung dieses Schreies nach Vergeltung. Der Tod lag über dem ganzen Stamm. Da begriff ich die Unseligkeit des Blutvergießens.

*

Ich kehrte mit meinem Blutsbruder heim. Er war zerschmettert. Der junge Mensch, zu Sonne und Freude geschaffen, schien jetzt ein Kömmling der Hölle zu sein. Er war finster und schweigsam. So schritten wir betrübt und niedergedrückt nebeneinander her. Von Msekhala konnte ich jetzt

natürlich nicht mit ihm sprechen. Ich fühlte, daß er nur an das eine dachte: an den Tod des Gogothur. Endlich sagte er leise, düster und gesammelt:

„Mit Blut muß man vorsichtig sein.“

Diese einfachen Worte fielen wie lebendige Samenkörner in meine Seele. In den Worten des Chewsuren lag Wahrheit, gleichsam eingegraben in einen vom Himmel gefallenem Feuerstein.

„Mord ist das größte Unheil“, murmelte er wie für sich, und fügte hinzu: „Für alle: für den Ermordeten wie für den Mörder und die ganze Umgebung.“

Ich erwiderte nichts, denn mein Blutsbruder sprach damit nur meine eigenen geheimen Gedanken aus.

Ich erfuhr vieles von Mgelika. Ich erfuhr, daß der Brauch der Sippenrache bei den Chewsuren vielmehr zum Schutz vor der Möglichkeit des Blutvergießens dient.

Charakteristisch ist die Bewertung von Verstümmelungen und Verletzungen.

Verletzung des Auges kostet 30 Kühe, Verstümmelung des Fußes 24, der rechten Hand 25, der linken Hand 22, des Daumens 5, des Zeigefingers 2 Kühe, des kleinen Fingers 1 Kuh. Verletzung des Schädelknochens 5 Kühe, der Gesichtsknochen 16 Kühe, ein ausgeschlagener Zahn 1 Kuh. Wenn eine Gesichtswunde den Knochen nicht verletzt hat, wird die Bewertung auf folgende Weise vorgenommen: auf die Wunde werden kreuz und quer Gerstenkörner gelegt, eins neben das andere. Die Körner werden gezählt, abzüglich des ersten und des letzten, und der Verantwortliche hat soviel Kühe zu zahlen, wie Körner auf die Wunde gehen. Die Kuh dient den Chewsuren als Währung. Ich wundere mich nur, warum sie bei ihnen nicht auch heilig ist, wie bei den Indern.

Mgelika teilte mir diese Strafmaße einfach, aber in bedeutsamem Tone mit. Ich drang allmählich in ihren Sinn ein und dachte: wenn dieses das Sühnegeld für Verstümmelungen und Verletzungen ist, wie hoch muß es dann für Totschlag sein? Mgelika teilte mir den ganzen ungeschriebenen Kriminalkodex mit, soweit er Mord und Totschlag betraf. Um ihn wiederzugeben, wäre ein ganzer Band erforderlich.

Ja, ein Mord ist in Chewsurien das größte Unheil.

Die Blutrache der Chewsuren bedeutet eher einen Schutz vor Mord.

*

Der Tote wurde ins Freie getragen, damit er das Haus nicht entweihe. Er wurde gewaschen und geschoren. Man zog ihm ein neues Gewand an und gab ihm neue Waffen. So lag er vier Tage. Der Priester las Gebete an der Leiche. Die Nachbarn kamen, ihr Beileid zu bezeugen. Man mußte ihre Gesichter sehen: eine solche Ruhe und gleichzeitig solchen Ausdruck des Grams habe ich noch auf keinem Bildwerk, auch der größten Künstler, gesehen. Man sah, sie kamen ins Haus des Gemordeten wie in ein Haus, in dem der Tod wohnte. Die Verwandten des Toten saßen in der Hütte, unrasiert, die Mützen tief über die Augen gezogen

(damit die Tränen nicht zu sehen waren), mit offenen Hemden und entblößter Brust. Die Gäste ließen sich vor ihnen auf die Knie nieder und sprachen ihr Beileid aus.

Auf dem Hof weinten die Klageweiber.

„Erhebe dich, Held! Das Heer wartet dein! Nicht kann es ohne Führer gehen!“

Die Umstehenden schlugen sich auf die Knie. Langsam und gedehnt heulten sie im Chor: „Wehe, wehe!“ Die Männer mit den Mützen über den Augen wiederholten das allgemeine Jammergeschrei.

Die Klageweiber fuhren fort:

„Was gibst du keine Antwort, Held? Willst wirklich du keinen Befehl erteilen? Dein Roß wiehert und vermißt den Reiter.“

Über den gestäubten Körper der Masse lief ein Beben. Die Klageweiber heulten:

„Erhebe dich, Held unter Helden, sonst rostet dein Schild und stumpft dein Schwert! Laß uns noch einmal deine Stimme hören, die die Berge erschüttert und die Feinde schreckt! Erhebe dich und zerstäube ihre Häuser zu Asche!“

Entsetzen packte die Menge.

Die Klageweiber jammerten aufs neue:

„Wehe, er hört uns nicht, vernimmt uns nicht!“

Dann ein allgemeines Requiem.

Man nahm dem Toten die Waffen ab. Geleitet ihn zum Kirchhof. Ohne Sarg übergab man ihn der Erde (der Grabhügel wurde mit einer Steinplatte geschlossen). Am Tage der Bestattung wurde ein Reiterfest abgehalten.

Msekhala

Auch Msekhala nahm an der Bestattung teil. Als sie mich erblickte, erbeute sie unmerklich und ließ den Kopf sinken. Dann begann sie verstohlen nach mir hinzublicken. Ich zweifelte nicht daran, daß sie mich liebte. Unsere Blicke trafen sich immer häufiger, und wir verstanden einander ganz. Mgelika war nicht in unserer Nähe, die andern aber merkten unser Augenspiel nicht, und es war brennend-süß. Ich wußte, daß sie heute nacht zu mir kommen würde.

*

Sie kam, die keusche Bacchantin.

Unsere Liebkosungen wurden Qual. Ich konnte nicht länger schweigen. Ich fragte sie über ihr geheimnisvolles Verhalten.

„Aber ich bin doch dein Szorpheri und du bist mein Szorpheri!“ gab sie zur Antwort.

„Aber das ist eine Folter!“ rief ich aus.

„Eine Folter?“ fragte sie zurück, „aber ist es denn nicht süß?“

Ich schwieg. Freilich war es süß, aber auch qualvoll. Welcher Mann vermag eine so grausame Folter zu ertragen?

Wir flüsterten miteinander.

Sie gestand mir, daß sie selber Mgelika gebeten hatte, uns ein nächtliches Stelldichein zu ermöglichen.

„Also habe ich dir gefallen?“ fragte ich lächelnd.

„Wahnsinnig!“ erwiderte sie herb.

Ich erfuhr vieles von ihr und begann die Strenge,

die zwischen zwei Szorpheri herrschte, besser zu begreifen.

„Schwäche kommt zuweilen vor“, erklärte sie mir, „aber es ist eine Schande.“

„Aber können Szorpheri schließlich einander heiraten?“ fragte ich.

„Niemals!“ äußerte sie drohend. „Wenn sie das tun, werden sie von der Sippe verstoßen.“

„Also kann ich dich nicht heiraten?“

„Nein!“

„Aber das ist doch eine Folter?“

„Aber ist sie etwa nicht süß?“

Dieses Mal verließ Msekhala mich bald.

*

Aus der Ferne ließ sich ein Lärm vernehmen: ein Streit schien im Gange. Mgelika flog augenblicklich dorthin und ließ mich mit meinen Gedanken allein. Ich machte noch einige Schritte und befand mich neben einer Quelle, die freudig aus der aufgerissenen Brust eines Felsens sprudelte.

An einem Hügel saß ein altes Pärchen, ein Greis und eine alte Frau. Ich bemerkte, daß sie sich aneinander anschniegten. Als wir näher kamen, vernahmen wir zärtliche Worte. Ich mußte lachen. Als sie uns gewahr wurden, rückten die beiden Alten ein wenig voneinander ab. Zu erröten vermochten sie schon nicht mehr. Wir schritten vorüber. Das alte Pärchen begann wieder zu gurren.

„Die Szorpheri kosen miteinander“, sagte lächelnd mein Begleiter.

„Wie?“ brachte ich erstaunt hervor.

Und ich erfuhr: der Greis und die Greisin gedachten der entschwundenen Tage der Verliebtheit. Ich erfuhr noch mehr: der Greis hatte eine Frau, Kinder und Enkel. Die Alte ebenfalls. Ich war erstaunt. Der Alte bemerkte meine Verwunderung und äußerte:

„Eine Szorpheri lieben und mit einer Frau verheiratet sein, ist nicht ein und dasselbe.“

Ich begriff: bei den Chewsuren besteht ein sehr bedeutsamer Unterschied zwischen Geschlechtlichkeit und Liebe. Der Alte war nicht besonders redselig: es war schwierig, irgendeine greifbare Erklärung aus ihm herauszuholen. Ich schwieg und wartete ab. Schließlich ließ er folgende Worte fallen:

„Liebe ist ein göttlich Ding. Erfüllt man sie körperlich — so mordet man sie. Man muß nur brennen.“

„Man muß nur brennen.“ Wer aber hat die Kraft, ein solches Brennen zu ertragen? Vielleicht nur die Chewsuren.

Ich verabschiedete mich von dem Alten und schlenderte heimwärts. Wieder und wieder betrachtete ich die Eerge, die schweigsamen Riesen. Die ganze Atmosphäre war mit kosmischem Odem gesättigt. Es war, als ob alle Materie sich in Geistigkeit verwandelt hatte. Die Glieder fühlten keine Schwere. Gedanken schossen in der Stille wie Samenkörner auf. Plötzlich fiel mir das „Gastmahl“ des Platon ein und die Worte der mythischen Diotima: „Liebe ist Geburt in Schönheit, sowohl dem Körper wie der Seele nach.“ Diese Worte waren mir immer rätselhaft erschienen. Die plato-

nische Liebe ist im Lauf der Jahrhunderte immer als eine nichtkörperliche aufgefaßt worden. Das ist richtig. Aber warum sind in dem Ausspruch der Diotima vorsichtig die Worte „sowohl dem Körper nach“ eingestreut? Also hat doch nach Plato auch der Körper Teil an der Liebe. Plato konnte gar nicht anders denken: Eros ohne Körper ist etwas Bläbliches, Gespenstisches. Meine Gedanken überstürzten sich. Mir war, als stünde ich an der Schwelle des Geheimnisses. Ich dachte: ist nicht die Liebe nach der Auffassung der Diotima ein Vorgeschmack der Unsterblichkeit, die auf einer anderen Ebene des Alls möglich wäre? Entspringt daraus nicht vielleicht die dumpfe Angst vor der körperlichen Erfüllung der Liebe, weil die Verliebten ahnen, daß in der gegebenen Ebene des Daseins diese Erfüllung zum Mißerfolg verdammt ist? Liegt hier nicht die Wurzel der Schwermut verborgen, die stets eine Begleiterin der Liebe ist? Entzündete sich hier nicht bei manchen Liebenden der Wunsch und Wille, in Liebe zu lodern, ohne ihre physische Erfüllung?

Ich wanderte nach Haus, voller Vermutungen. Ich sann über die Chewsuren nach und über den Liebesbrauch der Szorpheri. Was ist die chewsurische Liebe anderes, als der ins Leben übertragene Versuch der Verwirklichung dieser eben beschriebenen Liebe? Ein großartiger, übermenschlicher Versuch. Vielleicht gehörte dieser Stamm einmal zu einem geheimen Orden, der sich die Schöpfung wahrer Liebe zum Ziel gesetzt hatte?

Ich erbepte, da ich an Msekhala dachte.

*

Auf dem Heimweg traf ich meine Reisegefährten. Sie kehrten aus dem Nachbardorf zurück. Mgelika war bei ihnen. Meine Gefährten verständigten sich mit ihm in der Zeichensprache der Stummen. Mgelika schien alles zu verstehen. An der Wegbiegung tauchte eine Gruppe von Chewsurinnen auf, die Lasten duftenden Heus auf den Schultern trugen. Msekhala befand sich darunter. Eine ungeheure süße Woge überflutete mich. Die Chewsurinnen machten nicht weit von uns unter einem Baume Halt, offenbar wollten sie sich ausruhen. Msekhala, wachsam und geschmeidig, blickte verstohlen nach mir hin. Sie stand im Schatten des Laubes. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, ihre nervösen Nüstern aber schienen wilde Düfte zu wittern. Ihr schräger Blick strahlte durch die langen Wimpern, ihrer halbgesenkten Lider. Sie blickte wieder nach mir hin und lächelte herb. Die herbe Landschaft der ungeheuren Felsen verwandelte sich in ein einziges Lächeln.

Unverhofft teilte mir einer von meinen Reisegefährten mit, daß wir am nächsten Tag die Heimreise antreten müßten. Ich erbleichte, etwas in mir zerriß. Mgelika, der spürte, daß etwas nicht geheuer war, fragte:

„Was ist geschehn?“

„Morgen müssen wir Chewsurien verlassen“, gab ich finster zur Antwort.

Wir blickten einander verwirrt an, er und ich. Wir schienen beide nicht zu begreifen. Dann blickte Mgelika zu Msekhala hinüber, aber ohne ein

Lächeln. Auch ich sah mechanisch nach ihr hin. Sie stand da, noch herber als zuvor. Sie hatte meine Worte verstanden. Ihr Blick war ins Unbekannte versunken.

Wir kehrten heim. Die Nacht kam. Ich erwartete sie. Ich war überzeugt davon, daß Msekhala ein letztes Mal kommen würde. Aber ich traute meinem Vorgefühl jetzt nicht besonders, denn nachdem ich erfahren hatte, daß wir morgen fort mußten, waren alle Instinktfasern in mir verletzt. Ich warf mich hin und her auf meinem harten Lager. Der Schlaf kam nicht. Msekhala kam nicht. Aus irgendeinem Grund hatte ich bisher nie an die Abreise gedacht. Jetzt stand sie, furchtbar und unentrinnbar wie die Nähe des Schicksals, vor mir. Liebte ich Msekhala? Ja, aber es war eine Liebe, die keiner der Lieben, die ich schon durchlebt hatte, glich. Sie war von ganz anderer Art. Mir kam ein Gleichnis in den Sinn, das die Araber gebrauchen: gibt man dem Feuer keine Nahrung, so verzehrt es sich selbst. Solchem Feuer etwa glich meine Liebe. Ich spürte Msekhala bis in ihre letzte Faser, und nichtsdestoweniger entschwebte sie mir in die Unendlichkeit: ich verlor ihr Bild. Sollte ich in Chewsurien bleiben? Aber dazu mußte ich Chewsure werden. Mein Wille versank in einen Dämmerzustand. Der Schlaf kam nicht. Msekhala kam nicht.

*

Diese Minuten werden als Fetzen der Ewigkeit in mir haften bleiben.

Alles war zur Abreise bereit. Ich wartete insgeheim, ob Msekhala sich nicht zeigen werde. Mgelika war von wunderbarer Zartheit. Alle Augenblicke fragte er mich: ob ich wieder nach Chewsurien kommen, ob ich ihn auch nicht vergessen, ob ich an Msekhala denken würde. Traurig und züversichtlich erwiderte ich: ich würde wieder nach Chewsurien kommen, ich würde meinen Blutsbruder nie vergessen, ich würde an meine Szorpheri denken. Mgelika fand keine Ruhe, er lief von einem Ort zum andern. Zartheit und Trauer lagen in allen seinen Bewegungen.

Wir machten uns auf den Weg. Msekhala war nicht erschienen. Ich fühlte meine Kraftlosigkeit, meine Ohnmacht. Ich hatte keinen eigenen Willen: etwas trieb mich vorwärts, etwas Ungeheuerliches, Finsteres. Mgelika begleitete uns. Er war schweigsam. Plötzlich, am Zaun, ließ sich ein Rascheln vernehmen. Niemand achtete darauf. Ich war ganz gespanntes Gehör. Ich warf einen Blick nach dem Zaun und erbehte: durch einen Spalt gewährte ich das Gesicht meiner Vielgeliebten. Ich sah ihre Augen, ihre großen, großen Augen. In ihnen lag alles: Liebe und Trennung und Trauer, alles zugleich. Ich saugte mich mit dem Blick in diesen Augen fest und versank in die Ewigkeit. Es war, als ob wir beide, sie und ich, zusammen lebten und zusammen starben, lebten und starben in unsern Blicken. Ich ging mit den

Schritten eines Schlafwandlers, langsam, verstohlen nach dem Spalt im Zaun spähend. Msekhals Augen hielten mich zurück. Noch einen Augenblick — und sie hätten mich in einen Stein verwandeln können. Da aber tönte Mgelikas Ruf: er rief mich, den Mondsüchtigen, an. Ich beschleunigte meinen Schritt. Wir stiegen den Abhang hinab. Die Ewigkeit schwand. Ich spürte ein Beben in den Kniekehlen.

Als wir aus dem Dorf heraus waren, saßen wir auf (bis dahin hatten wir die Pferde am Zügel geführt). Wir ritten auf den gleichen Bergpfaden zurück. Mgelika ritt an meiner Seite. Ich fühlte jeden Schritt, der mich von Chewsurien entfernte. Traurig blickte ich auf die Dörfer, die wie Räuber-nester auf den Felsvorsprüngen ragten. Ich gedachte der stillen Schatten in den heiligen Hainen, ich gedachte der Schwerter und der Herzen. Nun verließ ich die rauen Chewsuren, die ihre Kinder nur im Verstohlenen Herzen. Einer von ihnen, mein Blutsbruder, ritt an meiner Seite. Auch Mgelika herzte mich verstohlen mit seinem Blick. Die finsternen Schluchten, in die stellenweise nur selten ein Sonnenstrahl drang, beengten mir die Brust.

Auf den Triften zeigten sich weidende Herden. Mir wurde leichter ums Herz. In der Ferne glänzte der riesige Rücken eines Berggiganten in der Sonne. Mgelika gab uns fast bis zur Grenze von Chewsurien das Geleit. Dann mußten wir Abschied nehmen. Wir stiegen von den Pferden. Mgelika nahm das Schwert mit dem Stempel des Wolfes ab und machte es mir zum Geschenk. Wir küßten einander. Auch meine Reisegefährten verabschiedeten sich freundschaftlich und herzlich von ihm. Mgelika glühte. Ich wurde schwach, aber das mir geschenkte Schwert schien mir Kraft zu verleihen.

Meine Gefährten und ich setzten unsere Reise fort.

Plötzlich ertönte Mgelikas starke Stimme:

„Giwargi!“

Ich schaute mich um. Mgelika hielt am andern Ufer des Flusses. Ich wollte rufen, aber mir fehlte die Kraft dazu. Nur einen stummen Blick voll Liebe und Trauer warf ich zu ihm hinüber.

Wir setzten unsere Reise fort.

„Giwargi!“ ertönte von neuem die Stimme des Blutsbruders.

Ich wandte mich um, wie in der Mitte durchgeteilt. Mgelika hielt noch an der gleichen Stelle. Wir ritten weiter. Wenige Schritte vor uns machte der Weg eine Biegung.

„Giwargi!“ ertönte ein drittes Mal der Ruf, und dieses Mal wie zum Reißenden gespannt.

Ich schaute zurück, aber wir waren schon um die Biegung herum. Noch einige Male ertönte Mgelikas Ruf, furchtbar jetzt, ein wilder Jammerschrei. Dann — als ob etwas gerissen und erstorben wäre, senkte sich Schweigen nieder, schweres, düsteres Schweigen.

(Nach dem Georgischen von Käthe Rosenberg)



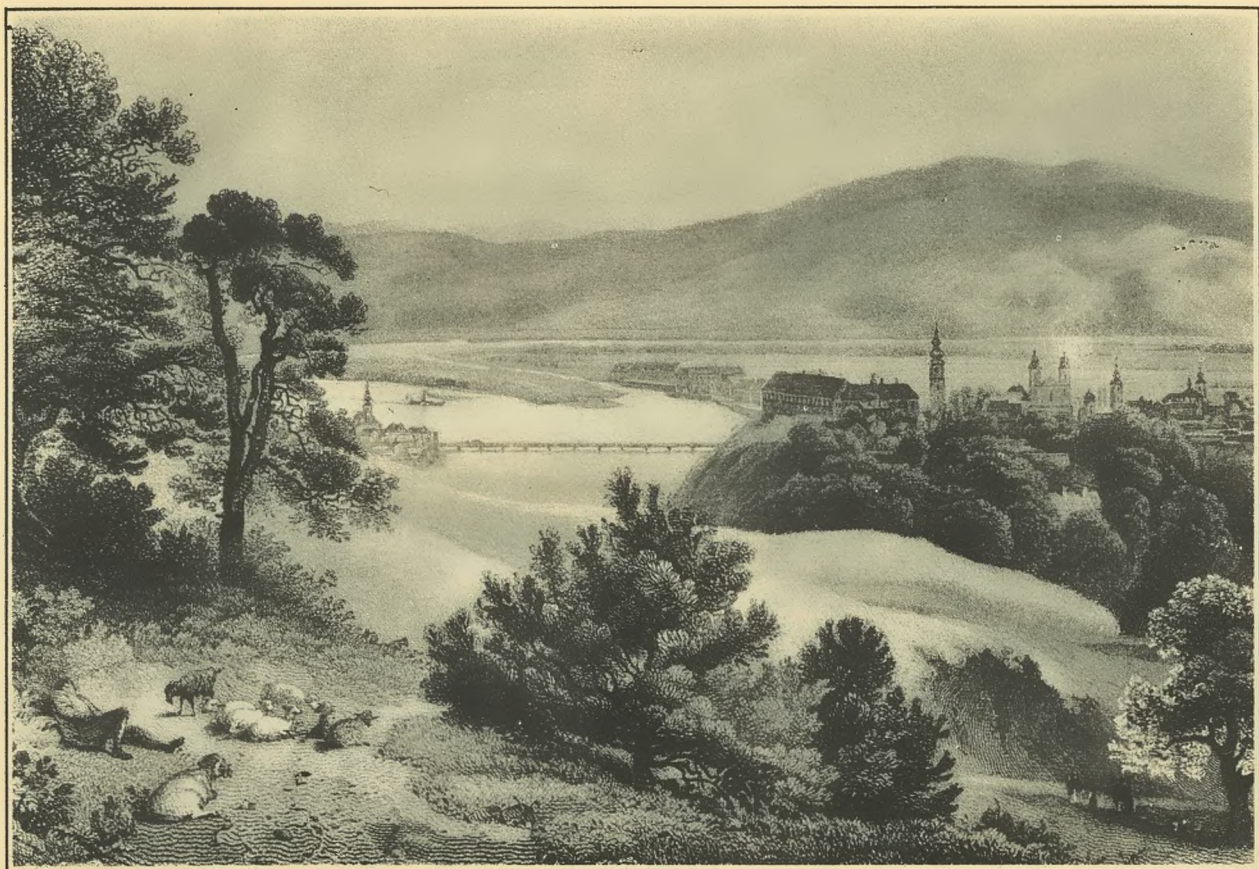
St. Gilgen

Österreichische Landschaft

Ein Überblick von RICHARD VON SCHAUKAL

Wenn der Österreicher von seiner Landschaft spricht, vermag er sich nicht auf das Gebiet zu beschränken, das ihm nach dem Ausgang des großen Krieges verblieben ist. Unwillkürlich umfaßt sein überschauender Blick, was jenseits der Grenzen des ihm durch die Ereignisse angewiesenen Bundesstaates liegt. Ich bin Mährer: kann ich die alte Heimat aus meinem österreichischen Empfinden ausschließen, in der ich fast dreißig Jahre gelebt habe und in die ich, auch als ich längst in Wien Beruf und Hausstatt gefunden hatte, immer wieder über die Donau zurückgekehrt bin? Seit mir dort nur mehr Gräber geblieben sind und das von Kindheit an Vertraute entfremdet ist, hat die Erinnerung die versunkene Welt selbstherrlich in Besitz genommen und erneuert sie mir, unbekümmert darum, was an ihre Stelle getreten sein mag, aus ihrem unerschöpflichen Quell, der Kindheit. — Mein Vater stammt aus einer alten Landpostmeisterfamilie, die in Namiest saß, der Großvater von Mutterseite aus Reichenberg in Nord-

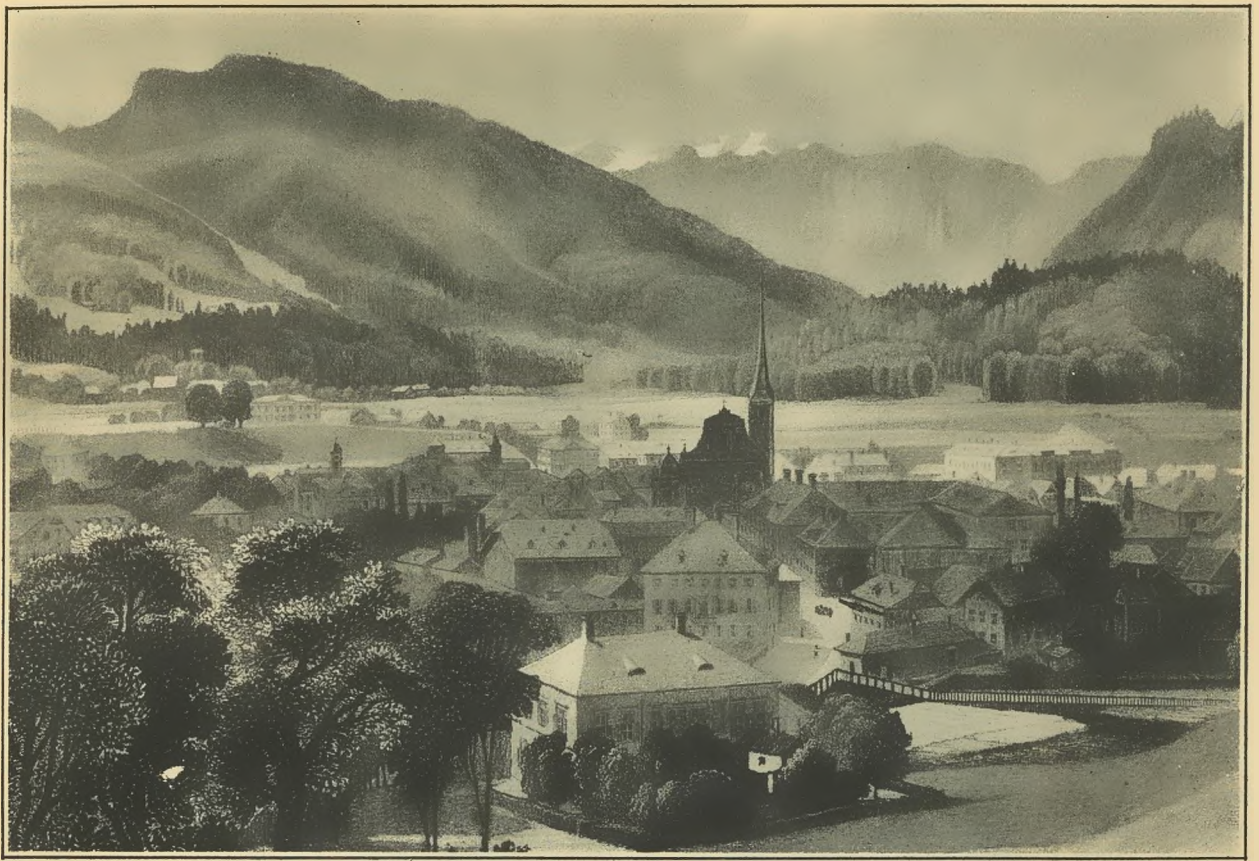
böhmen. Mein Ältester ist in Mährisch-Weißkirchen an der Betschwa geboren, wo ich vier Jahre als Beamter zugebracht habe. Nicht fern davon liegt, im „Kuhländchen“, Neu-Titschein, wo ich mir meine Frau geholt hatte. Wie oft hab ich in den Hatzfeldschen und den Theresianischen Wäldern den Rehbock gepirscht! Nun bin ich fast so lange, als meine zwei jüngeren Kinder, die Wiener, auch schon erwachsene Leute, beide „Doktor gar“, das Licht der seither sattsam verdunkelten Welt schauen, am Semmering angesiedelt und mache jahraus, jahrein im Sommer von Grinzing am Kahlenberg die dreistündige Reise herauf in die Bergeinsamkeit. Es ist längst die einzige Reise, die ich meiner Seßhaftigkeit abringe. Einmal nur hab ich mich, wider Willen, dazu bestimmen lassen, krankheitshalber Hof-Gastein auf wenige Wochen aufzusuchen. Sonst, als ich noch beweglicher war, sind wir weiter herumgekommen. Und alle die schönen Flecken, die uns eine Zeitlang gastlich aufgenommen haben, waren damals noch unser großes



Linz vom Jägermair

vielfarbiges Österreich: der Brenner, Plaetzwiese, die Adria-Insel Brioni, Karlsbad . . . Und was hab' ich schon als Knabe, als Jüngling von dieser in ihrer Gegensätzlichkeit so einheitlichen österreichischen Erde gesehen! Das Salzkammergut mit seinen blauen Seen und seinen grünen Bergen, das liebe Kärnten und die alten Stammlande am schwäbischen Meer, Cortina d'Ampezzo, wo schon Tizians Himmel strahlt, Walthers von der Vogelweide lachendes Bozen, die Burg Tirol in der Grafschaft Meran, Mozarts glockentönendes Salzburg, Schloß Miramare vor dem Triester Hafen, die Festung Krackau und die Festung Olmütz, den Prager Hradschin und, in der Mutterstadt Brünn, die Kasematten des Spielbergs. In wie vielen österreichischen Flüssen, Strömen und Seen bin ich geschwommen! Und von Stockerau, wo ich bei den Sachsendragonern diente, bin ich in tagelangem Marsch des Regimentes nach Galizien geritten. Vom Sonnblick, vom Dobratsch, von den Gosauer Donnerkogeln, vom Großglockner, mitten im Eis, hab' ich ausgeschaut. Und wie oft von Witikos Kahlenberg ins Donauland weit hinüber nach Ungarn, wo mir Verwandte wohnen. Die Rax aber und der Schneeberg schauen mir ins Fenster,

an dem ich diese Erinnerungen schreibend beschwöre. Österreichische Landschaft ist österreichische Geschichte, österreichische Vergangenheit. Wer kann mir in aller Verarmung Überreichem die Vergangenheit nehmen! Wenn ich von der Höhe unseres Gartens in Grinzing unter Fliederbüschen über die Rebenhänge den Blick entlasse, bleibt er vorm Himmel an den zwei feinen grünen Turmspitzen des Leopoldsberges hängen. Das ist Babenbergisches, ältestes Österreich. Und vom Leopoldsberg, wo er steil abfällt über Klosterneuburg an der Donau — dort hab' ich einen Sommer lang ein altes Haus bewohnt, dessen verwachsenen Park ein versumpfter Graben umschloß; hinterm Haus aber stieg der Wald empor —, geht es zum Kahlenberg, von wo 1683 das Entsatzheer — Baden, Lothringen und Sobieski — die tapferen Wiener, die der Türke umklammerte, mit den Befreiung verheißenden Feuerzeichen grüßte. Vom Kahlenberg wendet sich der Weg auf den Waldhügel, wo Schloß Cobenzl liegt, das Graf Ludwig Cobenzl, Staats- und Konferenzminister Josephs II., gebaut hat, Schloß Cobenzl, das mit dem geheimnisvollen Andenken des Freiherrn von Reichenbach verknüpft bleibt. Von einer anderen Stelle des



Ischl von Theresienhüttel

Gartens schweift der Blick über die ferne Stadt, in der der Stefansturm ragt, die Stadt, in der noch ein Kaiser des römischen Weltreichs gestorben ist, die Stadt, die Altgraf Nikolaus Salm und Rüdiger Graf Starhemberg gegen den zweimaligen Ansturm des Islams verteidigt haben, die Stadt Abraham a Santa Claras und Eugens von Savoyen, Fischer von Erlachs und Canalettos, das Wien der großen Kaiserin und ihres Fürsten Kaunitz, die Stadt Haydns und Mozarts, Raimunds und Grillparzers, Nestroys und Schuberts, Waldmüllers und Daffingers, des Fürsten Metternich und des Hofrats Gentz, Markarts und Romakos, Ferdinand von Saars und Gustav Klimts, Bruckners und Girardis. Vor ihren Toren liegt Aspern, wo Erzherzog Carl als erster den Unüberwindlichen besiegte. Sie birgt das Lustschloß Schönbrunn, wo der Herzog von Reichstadt starb. Die Einfahrt bewachen die Adler des Korsen . . . Und über die Donau auf der Eisenbahnbrücke der Nordbahn geht's nach Mähren: Austerlitz und die Dreikaiserschlacht, das Eisgrub Fürst Liechtensteins, aus dessen schauerlichem Namen, trotz den berühmten Rosengärten, Raimund im „Mädchen aus der Feenwelt“ das Alter steigen läßt; Schloß Blansko, wo, als einsamer

Wintergast bei der Fürstin Salm, Saar hauste; Schloß Zdislawitz, wo die Gräfin Marie Dubsky geboren ward, die als Marie von Ebner-Eschenbach dem ganzen deutschen Volk gehört; Brünn, meine Heimatstadt, aus dessen Augustiner Chorherrnstift Gregor Mendl in die Unsterblichkeit hervorgegangen ist, Brünn, das die Schweden vor seinen Mauern sah, bis die „schwarze Mutter Gottes“ ihrem Ansturm wehrte — Torstenson brach die Belagerung ab, gegen die de Souches heldenmütig standgehalten hatte —, Brünn, in dessen Spielberg der Pandurenoberst Freiherr von der Trenck, Silvio Pellico und Pallavicino Trivulzio gefangen saßen. Wir sind auf dem Gebiete der Wenzelskrone. Was hindert uns, hinüber zu sinnen nach Böhmen, dem Schlachtfeld des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges, Egers zu gedenken, wo Wallenstein dem Hellebardenstoße seines Mörders erlag, Prags, von dessen steinerner Brücke der heilige Nepomuk in die Moldau geworfen ward, Prags, wo Carl der Luxemburger Petrarca empfang, wo Rudolf II. unter Zwergen und Narren Kepler nach seinem in den Sternen geschriebenen Schicksal befragte, Prags, dessen Klostermauern der Znaimer Karl Postl entrann,

um als der große Unbekannte Charles Sealsfield dem alten Europa die Neue Welt zu schildern. Und, wie von Wildtöters staunender Wehmut gebannt, taucht vor dem träumenden Auge der Hochwald am Plöckenstein auf, Stifters Seelenheimat, ersteht das schlesische Lubositz, in dem Eichendorffs Nachtigallensang verzaubert ist . . .

Vergangenheit ist dem Herbst verschwistert. Und die österreichische Landschaft hat etwas Herbstliches. Zumal die des inneren, des eigentlichen Österreich. Zwar der weißblühende Frühling der Wachau ist üppigster Lenzjubiläum, und die rotblühenden Kastanien auf dem äußeren Burgplatz Wiens, gegenüber dem Denkmal Maria Theresias, heben den heiteren Zug im Antlitz der schönen fraulichen Stadt hervor, die sich in der blauen Donau spiegelt. Aber der Frühling ist doch in deutscher Gegend vorzugsweise zu Hause, bei uns nur lieblicher, flüchtiger Gast. Und wie insbesondere Mähren, mein Jugendland, den breiten Sommer hegt über weithingestreckten Ährenfeldern, in denen rote Mohnrosen und blaue Kornblumen brennen, und den hartknirschenden langatmigen Schneewinter, krähenüberflogen und weihnachtsdämmernd, so haben die waldigen Hügel um Wien und die Vorberge der Alpen jenseits des großen flachen Beckens, das sich um Wiener Neustadt ins Burgenland und tief nach Ungarn hineinstreckt, so recht erst in ihrer bunten Herbsttracht ihr warhaftiges Wesen. Am Semmering herrscht das Nadelgehölz vor. Von der nebligen Talsenke unterm Sonnwendstein führt's in die grüne Steiermark hinein. Dort rauschen schon schwalbenüberflogen die raschen Gebirgsbäche, die aus dem Herzen der Felsen entspringen. Je tiefer nach Süden, um so buckliger wird die österreichische Welt. An hohen Wänden klimmt der Blick empor in die ragende Einsamkeit der Gemen.

Und in den dunkeln Wäldern, die bis dicht unter die Gipfel reichen, horsten Raubvögel. Immer wieder eröffnen sich, in der Ferne von Schneehäuptern umringt, fruchtbare Täler, dehnen sich, von murmelnden Achen durchronnen, Wiesen, schmiegen sich Almen die Hänge hinan. Dem südlichen Kärnten mit seinen warmen Seen entgegnet das föhndurchbrauste Tirol, die schroffe Veste im Westen. Hinterm Arlberg aber lichtet sich's: der Bodensee empfängt die Ausläufer von Vorarlberg.

Vom Neusiedler- zum Bodensee, von der ungarischen Tiefebene zur Schwäbischen Alb, von der Donau zur Tauernwand: wie wechselt der Anblick! Das Kernstück Österreichs, des kleinen Österreich von heute, ist die von vielen tiefen Spiegelflächen glitzernde grüne Herbstfrische des Salzkammerguts. Das Erzbistum Salzburg, der uralte Sitz des Fürstprimas von Deutschland, ist der Kronedelstein seines Geschmeides. Nennt man den Namen, so ersteht österreichisches Rokoko, die anmutigste Schöpfung seiner adligen Baukunst, vor den verliebten Augen. Dem Barock, das den Grundton seines habsburgischen Selbstbewußtseins ausmacht, dem Barock, das in Leopold I., dem kunstsinnigen Kaiser, dem düsterroten Gegenstück des strahlenden Roi Soleil, gipfelt, entspringt dieses zierliche, schimmernde Schnörkelwesen, das wie die Schnecke zart versteinte Natur scheint. Barock, Rokoko, Biedermeier, das ist der wundersam aufsteigende Dreiklang, der Österreichs künstlerische Sonderart der Welt verkündet. Überall in seiner Landschaft sind herrliche Zeugen dieser vom technischen Zeitalter verdrängten Pracht verstreut. Und es ist das gnadevolle Wesen dieser Baukunst, daß sie die Landschaft, der sie sich anschließt und einfügt, begreift und liebend umfaßt, ihren Ton anschwellen macht und in ihrem sinnigen Echo als Stil wiederholt.





*Pferd an der
Südfront des
Oberen Belvedere
in Wien*

*Belvedere - Garten
mit Blick auf
Wien und die
Stephanskirche*



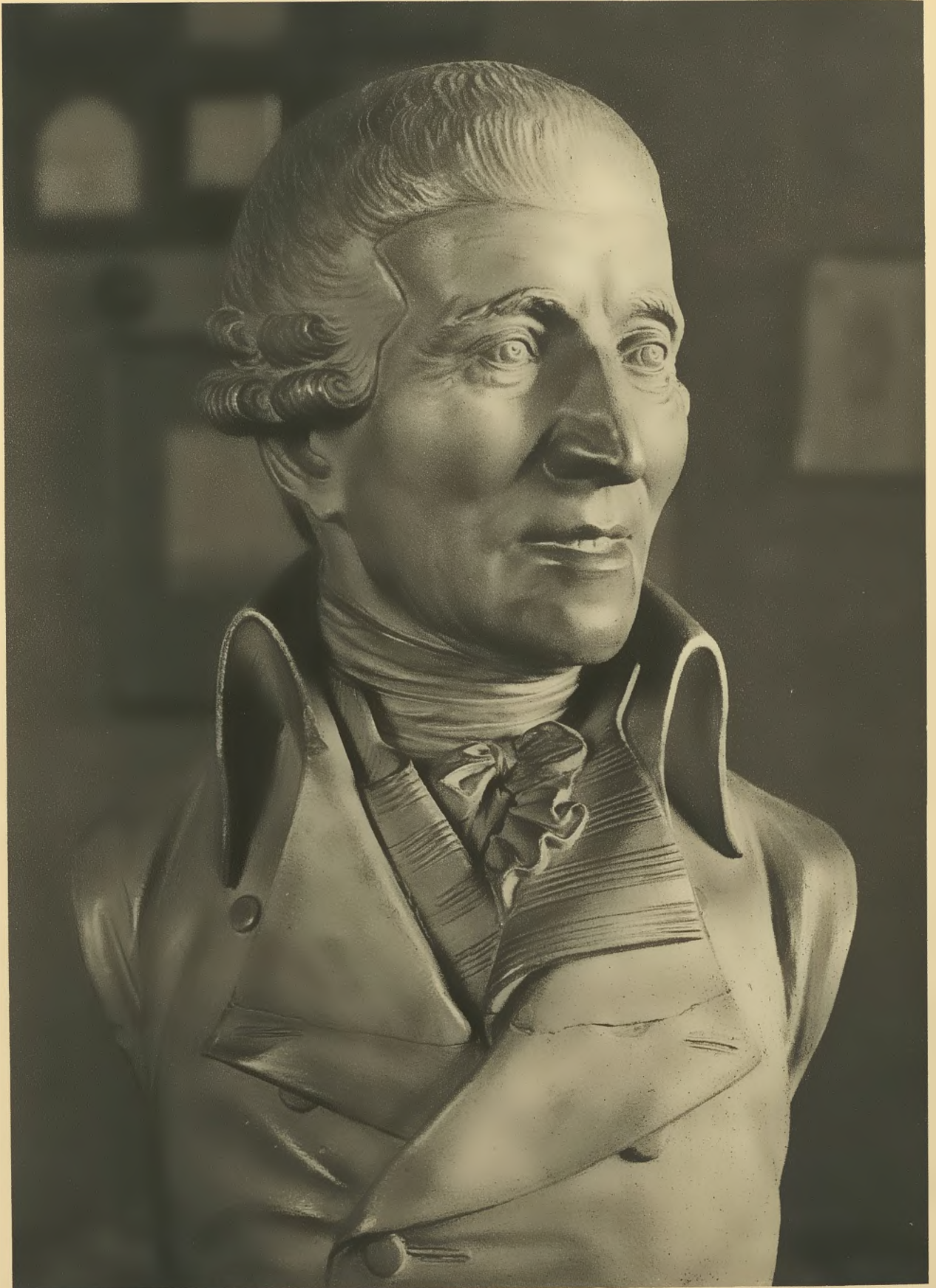


Südportal zum Oberen Belvedere, das Lukas von Hildebrandt, Österreichs großer Barock-Baumeister 1720–1724 für den Prinzen Eugen erbaute. Hier veranstaltete der große Staatsmann und Feldherr seine Empfänge und Feste.



Photos M. Hürlimann

Die Gartenfront des Unteren Belvedere, das dem Prinzen Eugen als Sommerwohnung diente und das mit dem Oberen Belvedere und dem dazwischen ansteigenden Park (alles von Luk. v. Hildebrandt) eine der großartigsten Bauschöpfungen der Barockzeit ist.



*Joseph Haydn. Büste nach dem Leben von Grassi
mit freundlicher Genehmigung von Geheimrat Max Friedländer-Berlin, in dessen Besitz sich die Büste befindet.*

Sonderaufnahme für Atlantis.

HAYDNS DEUTSCHE MELODIE

Joseph Haydn ist einer jener wenigen Großen, denen es vergönnt war, vollkommen zu „sein, der er ist“, der eignen Persönlichkeit freien und glücklichen Ausdruck zu geben und doch zugleich den Herzschlag, das Fühlen seines Volkes auszusprechen. Allein schon die Schöpfung jener einen Melodie macht ihn unsterblich, die zuerst als österreichisches Kaiserlied, dann als sogenanntes „Deutschlandlied“ nicht umsonst die eigentliche und wahre Nationalhymne der Deutschen wurde, jener Melodie, die mir immer, von welcher Seite man sie auch betrachtet, als das schönste und vollendetste melodisch-musikalische Gebilde erschienen ist, das ich überhaupt innerhalb der gesamten Musikgeschichte kenne. Wahrhaftig, diese Melodie ist von ebenso vollendet ästhetischem Gleichmaß wie gedrängter Kraft, ist ebenso erfüllt von strahlendem Glanz und überquellender Wärme wie von urtümlicher Weite und Größe des Gefühls, und hat in der ihr eignen Vereinigung von innerem Adel und großartigem, die Herzen höher schlagen lassendem Gemeingefühl nicht ihresgleichen. Und dennoch zeugt sie in jedem Ton von ihrem Schöpfer. Wahrlich glücklich, wer solches erfinden durfte, so offenbar ausersehn zum Gefäß göttlicher Gnade.

Freilich kann ein solches Gebilde nicht zu jeder Zeit erfunden werden! Wie es von seinem Schöpfer gedacht ist, sieht man an den Variationen, die Haydn darüber für Streichquartett schrieb, sehr deutlich. Die hochklassische Herkunft ist der Melodie nicht abzusprechen. Sie ist aus demselben Holz geschnitzt wie jene ewige Menschheitsmelodie über die Freude, die Haydns größter Schüler einige Jahrzehnte später niederschrieb.

Im Sommer 1914, acht Tage vor Ausbruch des großen Krieges, stieg ich frühmorgens vom Sellajoch herunter nach Colfuschg. Der Talkessel von Corvara, der vor mir lag, war vollständig von Morgennebeln ausgefüllt, die von oben von der Sonne beschienen wurden. Da tönte mir plötzlich, gleichsam aus den Wolken, – wie ich später erfuhr, gespielt von einem österr. Kaiserjäger-Regiment – diese Melodie in aller ihrer Stille und riesig strahlenden Größe entgegen. Die Berglandschaft, die Sonne, die Melodie, alles vermählte sich, war gleichsam eins. Es ist kein geringer Prüfstein für eine Musik, wie sie sich in freier Natur ausnimmt.

Nie bin ich der Größe der Musik unmittelbarer inne geworden als damals.

WILHELM FURTWÄNGLER

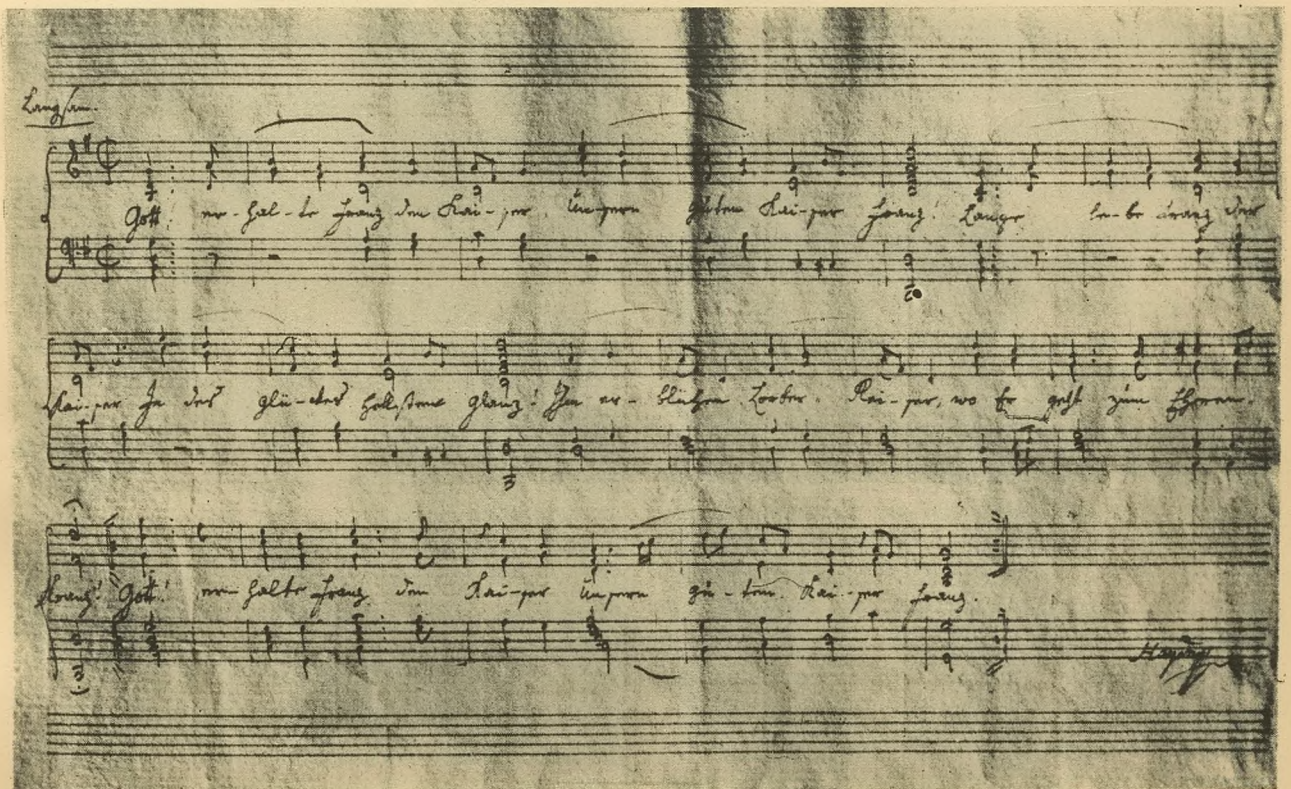




Photo: Arjo (Mauritius)

In diesem Haus in Rohrau a. d. Leitha wurde vor 200 Jahren Joseph Haydn, und 5 Jahre später sein Bruder Michael, der berühmte Kirchenmusiker, geboren.

Aus meinem Leben

von Joseph Haydn

Aus einer autobiographischen Skizze des Meisters in einem Brief.

Ich wurde geboren Anno 1733 den letzten Mertz in dem Marktfleck Rohrau in Unterösterreich bei Prugg an der leythä. Mein Sel. Vatter ware seiner Professior ein Wagner und Unterthan des Grafen Harrachs, ein von Natur aus großer Liebhaber der Musik. Er spielte, ohne eine Note zu kennen, die Harpfe, und ich als ein Knabe von fünf Jahren sang ihm alle seine simple kurze Stücke ordentlich nach, dieses verleitet meinen Vatter mich nach Haimburg zu dem Schul Rector meinen Anverwandten zu geben, um allda die musikalischen Anfangs Gründe sammt anderen jugentlichen Nothwendigkeiten zu erlernen. Gott der Allmächtige (welchem ich alleinig so unermessene Gnade zu danken) gab mir besonders in der Musik so viele Leichtigkeit indem ich schon in meinem 6. Jahr ganz dreist einige Messen auf dem

Chor herabsang, auch etwas auf dem Klavier und Violin spielte.

In dem 7. Jahre meines alters hörte der Sel. Herr Kapell Meister von Reutter in einer Durchreise durch Haimburg von ungefähr meine angenehme doch schwache Stimme. Er nahm mich also gleich in das Kapell Hauss, allwo ich nebst dem Studiren die singkunst, das Klavier und die Violin von sehr guten Meistern erlehrnte. ich sang allda sowohl bei St. Stephan als bei Hof mit großem Beifall bis in das 18. Jahr meines Alters den Sopran. Da ich endlich meine Stimme verlor, mußte ich mich in unterrichtung der Jugend ganzer acht Jahr kummerhaft herumschleppen (durch dieses Elende Brod gehen viele Genie zu Grund, da ihnen die Zeit zum Studieren mangelt), die Erfahrung traffe mich leider selbst, ich würde das wenige nie erworben haben, wann ich meinen Kompositions Eyfer nicht in der Nacht fortgesetzt hätte, ich schriebe fleißig, doch nicht ganz gegründet, bis ich endlich die Gnade von dem berühmten Herrn Porpora (so dazumal in Wien ware) die ächten Fundamente der setzkunst zu

erlernen: endlich wurde ich durch Recommendation des seligen Herrn von Fürnberg (von welchem ich besondere Gnade genosse) bei Herrn Grafen von Morzin als Directeur, von da aus als Kapellmeister bei Sr. Durchl. den Fürsten (Esterhazy) an und aufgenommen, allwo ich zu leben und zu sterben mir wünsche.

Haydns Symphonien

von Stendhal

Aus den „Briefen über den berühmten Komponisten Joseph Haydn“, dem frühesten Werk des großen französischen Schriftstellers Henri Beyle, der sich sein Pseudonym nach dem märkischen Geburtsort Winkelmanns wählte. Die „Briefe“ sind freilich nur zum geringeren Teil ein Originalwerk Stendhals, der hier in ziemlich unverfrorener Weise ein italienisches Werk Giuseppe Carpanis über Haydn plagiierte, indem er einen geschickt zusammengestellten Auszug daraus übersetzte.

Das Allegro in seinen Symphonien, meist sehr beschwingt und kraftvoll, reißt mit sich fort. Sie beginnen meist mit einem kurzen, einfachen Thema von größter Klarheit, das sich in genialer Durcharbeitung, von den verschiedenen Instrumenten aufgenommen, zu Heldenhaftigkeit, vermischt mit Heiterkeit, erhebt. Ein Hauch des Ernstes, den großen Schatten Rembrandts und Guercinos gleich, läßt die hellen Stellen in besonderem Glanz erstrahlen.

In den Andantes und Adagios glänzt der große Stil in seiner vollen Majestät.

Die musikalischen Gedanken sind schön und mächtig entwickelt; jeder Teil ist klar und deutlich; das Ganze prickelt von Einfällen. Will man Haydns Adagios gut spielen, muß man es mit mehr Energie als Zartheit tun. Die Adagios haben eher die Proportionen einer Juno als die einer Venus. Mehr ernst als zierlich, atmen sie die ruhige, kräftige und mitunter etwas schwerfällige Würde der Deutschen.

In den Andantes wird diese Würde hie und da von einer sanften Heiterkeit übertönt, dennoch herrscht sie immer vor. Manchmal läßt sich der Autor in seinen Andantes und Adagios von der Kraft und Fülle seiner Einfälle mitreißen. Diese Tollheit, diese Kraft beleben die Komposition, erheitern sie, treiben sie vorwärts, schließen aber Gefühl und Leidenschaft nicht aus.

Seine Menuette sind reine Ausströmungen des Genies und so reich an Harmonien, Ideen und Schönheiten, in einem kleinen Raum aufgehäuft, daß sie einem gewöhnlichen Menschen genügen würden, eine Sonate daraus zu machen. Die Trios der Haydnschen Menuette sind oft lustig und von entzückender Originalität.

Sein Genie streift über alle Wege mit Adlerschnelle. Wunderbares und Verführerisches folgen einander in leuchtendsten Farben.

Freiheit und Freude bestimmen den Zauber dieses Stils. Haydns Freude ist ein ganz naiver Ausbruch, vollkommen natürlich, rein, unbezähmbar und andauernd. Sie beherrscht das Allegro; man spürt sie auch noch in den ernsten Teilen, und noch im Andante ist sie da.

In jenen Kompositionen, wo der Autor durch Art, Rhythmus und Ton Trauer hervorrufen wollte, verwandelt sich diese eigensinnige Lebensfreude, die sich nicht offen hervorwagen darf, in Energie und Kraft. Wohlgemerkt: diese düstere Würde ist nicht Schmerz, sondern Freude, die sich verbergen muß, sie ist wie die verhaltene Freude eines Wilden; nie aber ist sie Trauer, Betrübnis und Melancholie.

Richard Wagner über Haydn

aus „Das Kunstwerk der Zukunft“

In der Symphonie Haydns bewegt sich die rhythmische Tanzmelodie mit heiterster jugendlicher Frische: ihre Verschlingungen, Zersetzungen und Wiedervereinigungen, wiewohl durch die höchste kontrapunktische Geschicklichkeit ausgeführt, geben sich doch fast kaum mehr als Resultate solch geschickten Verfahrens, sondern vielmehr als dem Charakter eines nach phantasie-reichen Gesetzen geregelten Tanzes eigentümlich kund: so warm durchdringt sie der Hauch wirklichen, menschlich-freudigen Lebens. Den, in mäßigerem Zeitmaße sich bewegenden Mittelsatz der Symphonie sehen wir von Haydn der schwelenden Ausbreitung der einfachen Volksgesangsweise angewiesen; sie dehnt sich in ihm nach Gesetzen des Melos, wie sie dem Wesen des Gesanges eigentümlich sind, durch schwungvolle Steigerung und mit mannigfaltigem Ausdruck belebte Wiederholung aus.

Richard Strauß und Haydn

Als ein junger Kapellmeister dem Meister aller moderner Orchesterkünste, Richard Strauß, eine umfangreiche Partitur vorlegte, meinte dieser: „Wie? Zweiunddreißigstimmig? Mir scheint, Sie haben mich zum Muster genommen!“ Der Komponist lächelte geschmeichelt, doch Strauß dämpfte seine Freude: „Ich bin aber kein gutes Beispiel, lieber Freund! Den Papa Haydn müssen Sie studieren! Streichersatz, vier Stimmen, das ist viel schwerer als zweiunddreißig!“



Photo: Arfo (Mauritius)

In diesem Haus, in der heutigen Haydngasse in Wien, starb Joseph Haydn am 31. Mai 1809.

Haydns Abschied vom Leben

von Stendhal

Man beschloß, die „Schöpfung“ aufzuführen. Hundertsechzig Musiker vereinigten sich dazu beim Fürsten Lobkowitz. Drei schöne Stimmen, Madame Frischer aus Berlin, die Herren Weitmüller und Radichi, unterstützten sie. Mehr als fünfzehnhundert Personen füllten den Saal. Der arme Greis wollte trotz seiner Schwäche noch einmal das Publikum sehen, für das er soviel geschaffen hatte. Man trug ihn auf einem Lehnstuhl in den schönen Saal, der in diesem Augenblick von gerührten Herzen erfüllt war. Die Prinzessin Esterhazy und Frau von Kurzbeck, Haydns Freundin, gehen ihm entgegen. Fanfaren im Orchester, vor allem aber die Bewegung aller Anwesenden verkünden sein Kommen. Man weist ihm seinen Platz in der Mitte jener drei Reihen an, die für seine Freunde bestimmt waren und für alles, was sich in Wien an Leuten von Namen und Rang befand. Salieri, der das Orchester leitete, nahm Haydns Wünsche entgegen, bevor er begann. Sie umarmen sich; Salieri macht sich los,

eilt an seinen Platz, und das Orchester setzt inmitten der allgemeinen Rührung ein. Man kann sich vorstellen, wie diese tiefreligiöse Musik in dem Augenblick wirkte, in dem ein großer Meister sich anschickte, der Welt Lebewohl zu sagen. Von den Vornehmsten des Landes, seinen Freunden, den Künstlern umringt, von reizenden Frauen umgeben, deren Augen an ihm hingen, den Lobpreisungen des Herrn lauschend, die er selbst erdacht hatte, so nahm Haydn einen wundervollen Abschied von dem Leben und der Welt.

Der Cavaliere Capellini, ein berühmter Arzt, bemerkte, daß Haydns Beine nicht genügend zugedeckt seien. Kaum hatte er ein Wort darüber fallen lassen, als die schönsten Schals von den Schultern der reizenden Frauen glitten und sich wärmend um Haydns Füße breiteten.

Haydn, den so viel Ruhm und so viel Liebe mehrmals in Tränen ausbrechen ließ, fühlte sich am Ende des ersten Teils ermattet. Man trägt seinen Sessel hinaus: in dem Augenblick, in dem er den Saal verlassen soll, läßt er die Träger halten, dankt zuerst dem Publikum durch eine Verneigung, dann wendet er sich dem Orchester zu und

— ein Einfall, den wohl nur ein Deutscher haben kann — hebt die Hände zum Himmel und segnet mit Tränen in den Augen die einstigen Gefährten seiner Arbeit.

Nietzsche:

Soweit sich Genialität mit einem schlechthin guten Menschen verbinden kann, hat Haydn sie gebahnt. Er geht gerade bis an die Grenze, welche die Moralität dem Intellekt zieht; er macht lauter Musik, die „keine Vergangenheit“ hat.

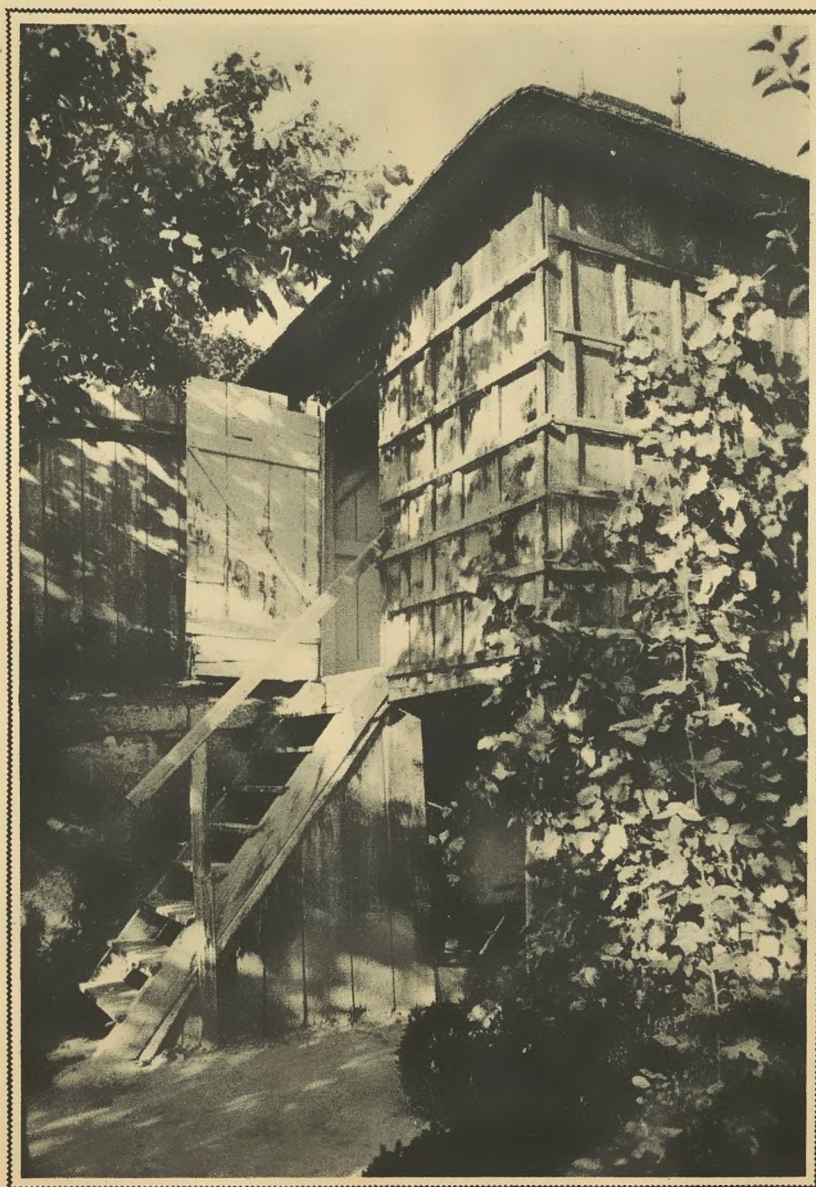
Mörike:

Manchmal ist sein Humor altfränkisch, ein zierliches Zöpflein,
Das, wie der Zauberer spielt, schalkhaft im Rücken ihm tanzt.

Dank an Haydn

von Martin Hürlimann

Im Gymnasium der kleinen Stadt musizierten wir viel; bei Kammermusik und Orchesterspiel ging uns der Sinn für die Meister der Tonkunst auf, nachdem wir uns auf unseren Instrumenten nur mit widerwilligem Üben von Stunde zu Stunde geschleppt und damit einige technische Vorkenntnisse erreicht hatten. Im Streichquartett saß unser guter Gesanglehrer, der halb wie Brahms und halb wie Arthur Nikisch aussah, am Cello; das Orchesterchen aber dirigierte er mit einem langen Stock, ohne sich aus seiner behäbigen Geduld bringen zu lassen. Für ihn und für uns gab es einen unbestrittenen König, und das warst du, lieber Vater Haydn. Eine deiner Symphonien nach der andern



Haydns Gartenhaus in Eisenstadt (Ungarn), der Residenz des Fürsten Esterhazy, dessen Kapellmeister Haydn viele Jahre hindurch war, und in dessen Dienst er alle seine früheren Kompositionen schuf.

Photo:
Arfo (Mauritius)

paukten wir durch, und nie hatten wir Langeweile dabei. Schon die komischen Titel hatten es uns angetan: Die Symphonie mit dem Paukenschlag, der die beim Konzert einschlafenden Damen wieder wecken sollte, „La Poule“, „La Reine“, die „Militärsymphonie“ mit ihrem gemütvollen Zapfenstreich, die „Abschiedssymphonie“, in der ein Musikant nach dem andern seine Noten unter den Arm packt und hinausgeht. Zwar konnten wir uns mit unseren kratzenden Geigen noch keinen rechten Begriff machen von den Feinheiten, die wir heute hören, wenn Furtwänglers Zauberfinger eine Haydn-Symphonie von den Philharmonikern erklingen lassen. Aber die frischen Themen begriffen wir doch schon damals. Voll Eifer stürzten wir uns in die machtvolle Durchführung und betraten dabei zum erstenmal den geheimnisvollen Arbeitsraum eines großen Symphonikers. Da war alles, was wir uns von Musik erträumen konnten: Kraft und Hoheit des Ausdrucks, Schwung und Lieblichkeit der Melodien; da waren Glanz und Heiterkeit. Ahnungsvoll erregten uns die Wendungen vom hellen Dur zum dunkel-großartigen Moll; wie ernst nahmen wir sie, zu ernst fast! Und wie strahlten Stolz und Zuversicht aus dem Orchesterchen beim sieghaften Einsatz unserer einen Trompete! Die langsamen Sätze klangen ja recht harzig und lebten nur von zwei draufgängerischen ersten Geigen und einem schüchtern singenden Cello. Aber die Menuette polterten doch sehr erfreulich daher, und beim neckischen Trio vollends schwammen wir in Entzücken. Das Rondo zum Schluß nahmen wir natürlich zweimal zu langsam; es kam uns darob zwar nicht so munter vor, wie es gemeint war, darum aber nicht weniger bedeutungsvoll.

Später, als wir in die große Stadt kamen, wo es eine Oper gibt, wo die Oratorienchöre und die Orchester sich nur noch selten zu dem schlichten Haydn bekannten, wurden wir dir fast untreu. Wir lernten die gigantische Größe deiner nächsten Nachbarn kennen und waren im Banne der himmlischen Weite deines jungen Freundes Mozart, des schäumenden Prophetenmundes deines eigensinnigen Schülers Beethoven, dessen Führergebot zu Menschheitszielen nur Gefolgschaft oder Verleugnung kennt. Und selbst dem großen Barock-Pathos

des Meisters der Wiener Oper, des Ritters Gluck, wie der frühlingshaft schwelenden Geniefülle des jungen Schubert gegenüber, fehlte uns bei dir, guter Papa Haydn, das Hinreißende der Persönlichkeit. Du wurdest nicht in tragischer Schönheit inmitten deiner höchsten jungen Schaffenskraft der Erde entrissen wie Mozart und Schubert; du gingst nicht unter dem Rasen des Gewitters mit geballter Faust von uns, im berstenden Gehirn eine ungeborene zehnte Symphonie wie Beethoven. Du legtest eines Tages müde die Feder nieder, träumtest noch jahrelang als schwacher Greis durchs Leben, nur noch mit zittrigen Fingern dem beklommenen Besucher auf dem Klavier dein Kaiserlied abtastend, während Tränen der Rührung über deine schlaffen Wangen liefen.

Ob der unzeitgemäßen Einfalt deines Herzens haben wir den hohen Musikverstand und die Erfindungskraft deiner Kompositionen und ob deiner Kunst die schlichte Größe deines Herzens übersehen. Wir vergaßen, daß es kein respektlos aufgeregter Junge des zwanzigsten Jahrhunderts war, der dich so zärtlich-ehrerbietig „Papa Haydn“ nannte, sondern ein Mozart.

Jetzt sind wir unseres Mozart und unseres Beethoven sicher, ihre Größe beschattet die deine nicht, und die Musik unserer eigenen Zeit stört sie nicht. Wir wollen uns deiner wieder freuen, und jeder Gedenktag sei uns willkommener Anlaß, dich zu feiern, dich zu hören, dir für die Erquickung zu danken. Wie du als reifer Meister von deinem Mozart mit Anmut ebensoviel lerntest als du ihn lehrtest; so versenktest du dich auch in den Reichtum deutscher Volksweisen und gabst von dir aus neuen Reichtum hinzu. Daß du in so unverschrobener Weise im Heimatlichen wurzelst und ihm in deinem Dorf und deinen Verwandten ebenso treu bist wie in deinem Fürsten und in der dir heiligen Kirche — du, in dessen Herzen der Haß keinen Platz fand — das macht dich uns heute besonders lieb. Um trotz aller Bitternisse der eigenen Jugend und der Zeit so einfach und treu, so heiter und gut zu fühlen und zu sein wie du, muß man die Tugenden des deutschen Herzens in einem Maße haben, das wir heute kaum mehr verstehen, an das wir aber wieder glauben, wenn wir in Verehrung zu unserem lieben Meister Haydn aufblicken.



Das Österreich Grillparzers

VON FERDINAND KÜRNBERGER

Mit Daniel Spitzer und Ludwig Speidel, den Klassikern des Wiener Feuilletons, ist auch Ferdinand Kürnbeger (1823—1879) unverdienter Vergessenheit anheimgefallen. Sind auch seine Romane und Novellen kaum mehr dem Leben zurückzugewinnen, so enthalten dafür seine gesammelten Aufsätze („Siegelringe“, „Literarische Herzenssachen“) noch eine Fülle von unverwelkten Kostbarkeiten.

Eines Morgens fuhr ein fünfzehnjähriges, schönes Mädchen zu den Toren von Wien hinaus, ihrem fernen Bräutigam entgegen. Die ganze Stadt drängte sich um ihren Wagen, anfangs in stiller Betrübniß. Das junge Mädchen saß im Wagen zurückgelehnt, ihr Angesicht mit Tränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Schnupftuch, bald mit ihren Händen bedeckend, und zu wiederholten Malen aus dem Wagen sich vorstreckend, um noch einmal nach der Burg ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie in ihrem Leben zurückkehren sollte. Sie winkte dem guten Volke, das sich herandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Auf einmal aber brach die Menge von allen Seiten nicht bloß in Tränen, sondern in ein Geschrei aus. Männer, Frauen und Kinder überließen sich der Gewalt ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers. Endlich verschwand der letzte Kurier, der ihr folgte, und die Menge zerfloß. — So berichtet ein Augenzeuge.

Dreißig Jahre später fuhr in Paris eine achtunddreißigjährige, früh ergraute Matrone auf einem Karren und mit gebundenen Händen zum Schafott. Es war die junge, fünfzehnjährige Braut, welche Wien mit Heulen und Jammer scheiden gesehen. Es war die österreichische Kaisertochter Maria Antoinette. Am Mittwoch, dem 16. Oktober 1793, fiel ihr schönes Haupt in den Sack der Guillotine.

Damals fing in ihrer Vaterstadt Wien ein Kind zu gehen und zu lallen an, welches am 15. Januar 1791 geboren war und Franz Grillparzer hieß.

Und gleichzeitig fing auch die Regierung seines Vaterlandes zu gehen und zu lallen an. Sie fing an, rückwärts zu gehen, sie fing an, das Wort, welches Kaiser Josef mit männlich-starker Stimme gesprochen, wieder schwach und stammelnd zu lallen. Und bald verstummte es ganz.

Denn Österreich knirschte vor Zorn. Das österreichische Volksherz erstarrte in Schauer und Schrecken über den Henkertod der kaiserlichen

Mitbürgerin, über den Mord der schönsten Wienerin. Es hat sich von diesem Eindrucke eigentlich niemals erholt. Schreiber dieses hat noch die Generation, welche seine Kindheit leitete, das Wort Jakobiner mit Empfindungen aussprechen gehört, welche von Haß und Grimm, wie vom frischesten Eindrucke glühten. In der Hinrichtung der Marie Antoinette lernte Österreich die Revolution von ihrer scheußlichsten Seite kennen, ja, was für österreichische Gefühlsweise so entscheidend ist, durch das Medium der Persönlichkeit. Und welcher Persönlichkeit! Ein junges, schönes und unschuldiges Mädchen rührt alle menschlichen Herzen; eine ihren Kindern entrissene Mutter hat die Sympathien der ganzen Welt. Und dieses Mädchen und diese Mutter war Maria Theresias Tochter und Josefs Schwester! Man überlege die Zeit. Österreich hatte sich unter Maria Theresia und Josef fünfzig Jahre lang gut regiert gesehen — eine Dauer, welche heute der kühnsten Phantasie spottet. Das dynastische Gefühl, das patriarchalische Verhältnis stand auf der Höhe seiner klassischen Blüte. Das Band zwischen Fürst und Volk war das innigste, teilnehmendste; das Ideal, daß Fürst und Volk eine Familie bilden sollen, der Wirklichkeit so nahe, als Ideal und Wirklichkeit sein können. Und in diese Gemütswelt zischte das Fallbeil der Guillotine. Als das Haupt der Maria Antoinette fiel, verlor jedes Haus, jede Familie in Österreich eine Tochter, eine Schwester. Das österreichische Volksherz — das fröhliche, gutartige Herz — war an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Die Wunde war tödlich, unheilbar. Teilnahmslos sah der weiche Wiener den unschuldigen Hebenstreit hinrichten; der Name Jakobiner genügte, um ihn zum verlorenen Manne zu machen. Finster und grollend sah Wien in seine Mauern Napoleon einziehen; dem gekrönten Jakobiner imponierte — in seinem Herzen sagte er vielleicht, erschreckte — die Haltung der Wiener Bevölkerung. Und warum er erschreckte, sollte er bald darauf in Schönbrunn erfahren, in dem heiteren Garten, wo die kleine, schöne Antoinette den Traum ihrer Kindheit geträumt und wo Staps den gekrönten Jakobiner ermorden wollte.

Nur in dieser Volksstimmung war die Reaktion gegen die Reformen des teuren und unvergeßlichen Josef möglich. Die Rückwärtsstrebenden

zeigten jetzt auf das Blutgerüst, welches die Tochter Österreichs bestiegen und sagten sophistisch: Seht, das sind die Wege der Aufklärung! Aufklärung heißt es am Anfang, Guillotine heißt es am Ende! Und das Volk, welches nur mit dem Herzen denkt, fand diese Logik leider logisch. Die Denkenden aber, welche es besser wußten, verloren den Boden, gerieten in die Minorität. Die Denkenden Deutschlands wußten aus der Ernte, welche in die scheußliche Blutlache der Revolution gesäet war, noch immer einiges Gute, der Zeit und ihren Fortschritten Dienende sich anzueignen. Die Österreicher dagegen empfanden einen unüberwindlichen Schauer vor dem Blutgeruch, welchem das Blut ihrer edlen Tochter beigemischt war. Es war möglich, das josefinische Österreich aus dem Kulturgarten Deutschlands heraus, und in die Steppen „Kleinrußlands“ zu führen. Das Henkerbeil, welches den Nacken der ersten Wienerin zerschnitt, hat auch eines von den Bändern zwischen Österreich und Deutschland durchschnitten. Deutschland war ja auch von der Revolution angesteckt, wie Metternich vierzig Jahre lang sagen durfte; aber sein Staat, der nicht alt bleiben und nicht modern werden kann, spürt es in allen Gliedern, wie sehr er — leider — nicht angesteckt worden!

So recht zum Wahrzeichen dessen steht unser Dichter da. Grillparzer war in jedem Sinne berufen, ein großer deutscher Dichter zu werden. Es wurde nur Österreichs Grillparzer.

In der literarischen Kulturgeschichte bedeutet er die Scheidung Österreichs von Deutschland. Betrachten wir sein großes dichterisches Vermögen und das Datum seiner Geburt, so ist er josefinisches Reis, bestimmt, josefinische Früchte zu tragen. Aber das Reis wuchs in umgekehrter Richtung. Es wurde nicht der Ausläufer Josefs, es wurde der Anfang Metternichs. Die Kraft trug nicht Kraft, sondern Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung, Entsagung. Was seiner Dichtweise den rätselhaften Charakter aufprägt, das ist die merkwürdige, vielleicht einzige Erscheinung, daß seine Helden starke Leidenschaften, aber schwachen Willen haben. Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen, fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten. Es ist in seiner Poesie etwas wie eine reuige Revolution, wie eine Revolution auf der Umkehr. Seine Poesie fängt an mit deutschem Verständnis der Zeit und endet mit österreichischer Abwendung von der Zeit.

Was nun Grillparzers Vaterland, was die Geschichte Österreichs betrifft, so nahm sie unaufhaltsam den Gang des Scheins. Man schämte

sich, russisch zu sein; man haßte es, deutsch zu sein. Einzige Auskunft — überhaupt nicht zu sein, sondern zu scheinen. Die Theoretiker fabulieren noch immer von unserer Mission, Kultur nach Osten zu tragen; wir, die „praktischen Staatsmänner“ aber, fühlen die Mission, Kultur vom Westen abzdämmen. Natürlich dürfen wir diese Mission nicht eingestehen; natürlich dürfen wir jene Mission nicht ableugnen. Also Schein her! Schein und wieder Schein!

Dieser Schein erzeugte die bekannte komische Figur, den „österreichischen Hofrat“, jenes typische Rätsel der Naturgeschichte, das in Deutschland Kosak schien, aber in Petersburg deutscher Professor schien. Ach, könnten wir diesen kostbaren Hofrat auch in jenen Branchen des Nationallebens haben, wo sich mit Hofräten nicht regieren läßt!

Was wir brauchen, das ist etwas Österreichisches, „Vaterländisches“, denn wir sind „eigentümlich“. Also Grillparzer! — Hm! Ganz gut. Zum Schein nach außen vortrefflich; aber zum Hausgebrauch, unter uns gesagt, doch auch noch zu klassisch, nämlich w e s e n h a f t. —

Und so haben wir Grillparzers Stellung in Österreich. Lächerlich-grausam zu sagen: der altkonservative, stockösterreichische Dichter blieb zeitlebens wie ein verkappter Revolutionär angesehen. Er war niemals persona grata. War er doch gleichzeitig mit der Marseillaise geboren! War er doch im Schoße des Josefismus geboren! Der Mann geht herum wie unser böses Gewissen. Seine Zeit haben wir begraben, aber er lebt. Mag er seine Kräfte mäßigen und herabstimmen, wie er will; genug, er hat sie. Das allein ist Revolution. So dachte der Metternichismus, und „unser“ Grillparzer wurde mit Anstand vergessen. Es ist kein Widerspruch, sondern eine innere Logik, daß erst der Deutsche Laube den Österreicher Grillparzer unter seinem Schutt wieder hervorgraben mußte.

*

Das ist die Lebensmaske Grillparzers: ausgesandt als ein flammendes Gewitter, um die Luft Österreichs zu reinigen, zieht er über Österreich hin als ein naßgraues Wölkchen, am Rande mit etwas Abendpurpur umsäumt. Und das Wölkchen geht unter!

Und am Grabe des Achtzigjährigen muß man es der Welt wie eine Neuigkeit sagen: Ihr kennt den Grillparzer gar nicht! Wie man im Traume die Geister nur von der oberen Hälfte her sieht, so ging von dem ganzen Grillparzer nur eine Hälfte

über die Erde: die andere Hälfte ist niemals gesehen worden!

Ihr sahet einen kleinen schüchternen Hofrat, der auf der Leier der Sappho klimperte und die Wellen der Liebe sich schaukeln ließ, einen unschuldigen, stillen Beamten, loyal wie ein Mandarin von drei Knöpfen und friedfertig wie der ganze Umfang der chinesischen Mauer. Er könnte ein Hannibal sein und ergraut in Kapua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den Nußdorfer Bierkeller und ein Küfer-Gespräch dazu, fünfzig Jahre lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut — so lebt er und spinnt er von einem Quartal ins andere, von einem Jahr, von einem Jahrhundert ins andere. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrat ist bloß alt und wird älter und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünzigsten hört er zu dichten auf und bis übers Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, sein berühmtes „Sei's!“

Aber siehe da, das alles war nicht Grillparzers Natur; es war erst seine zweite Natur!

Grillparzer war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen was er fühlte! Nie hat in die Lotterbetten von Kapua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte gehaßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit einem: mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich, und so mußte er ihn freilich der Welt schenken.

Der Gott mit dem tönenden Köcher, der schreckliche Fernhinterfeger, gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit

der ganzen Lust seines Lebens. Aretino und Heine hat sie gebraucht, Lessing und David Strauß, Voltaire, Burke, Lord Byron, Schiller und Goethe im Xenienkampfe.

Grillparzer suspendiert dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Ägypten; tritt hin vor Pharaon, sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Österreich wartet auf dich!

Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Österreicher selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr, schicke einen andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schafott der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen und als Mann sah ich den Wiener Kongreß sie wieder anders verteilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen; wie sollte ich mich unterstehen, zu rebellieren? Eh' ich dem Pharaon nur einen Mops töte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrat werden!

So sprach der weiche, passive Österreicher, und — behielt den Sieg. Grillparzer packte seine großen Fähigkeiten und starken Leidenschaften zusammen, sperrte sie in die Schublade und steckte den Schlüssel zu sich. Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Teil. Versuchen wir's mit dem besseren Teil! Es ist, als ob sich ein Byron — zu einem Matthi-son umdichtete. Ein Phänomen ohnegleichen und nur in Österreich möglich! Zur Psychologie Österreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich. Man wird diese Biographie jedenfalls schreiben, aber verdorren soll die Hand, die nicht ihre ganze Wahrheit schreiben wird!



Kanurennen in Duala

VON DR. MISIPO

Der Verfasser der vorliegenden Schilderung, Dr. Misipo, ein Eingeborener aus dem ehemaligen deutschen Schutzgebiet Kamerun, der dort von deutschen Lehrern unterrichtet wurde und später in Deutschland studierte, ist heute wissenschaftlicher Mitarbeiter von Leo Frobenius am Institut für Kulturmorphologie in Frankfurt.

Auf der schön geschwungenen afrikanischen Küste von Biafra tauchen aus einem Meer von Grün die malerisch zerstreuten Häuser von Victoria und Duala auf. Unmittelbar hinter diesem heiteren Strand aber, so dicht, wie so oft im Leben der tiefste Ernst hinter hellem Lachen, pflanzt sich der breit hingezogene Wall des Kamerungebirges auf. Er ist angetan mit dem makellosesten Grün tropischen Wachstums wie mit einer Samttapete bis hinauf in jene schwindelnden Höhen, wo endlich alles Leben erstirbt und über äquatoriale Überfülle die tote Starrheit arktischer Zonen mit grauen nackten Gipfeln sich ihr Reich aufgebaut hat. An der Küste liegt das Stück Erde, dessen Name lautet: „D u a l a“.

Es ist meine Heimat. Heute fahren hier elektrische Straßenbahnen, Autobusse und Motorräder. Kaffeehäuser mit Jazzband sind in Hülle und Fülle vertreten. Jeden Tag werden neue Vergnügungsorte aufgemacht und die alten gehen in Konkurs.

Die Generation, die jetzt in meiner Heimat aufwächst, ist fast europäisch geworden. Sie kann auch gar nicht anders. In Duala herrscht ein Leben wie in irgend einer europäischen Hafenstadt. Europäische Kultur ist vorherrschend, Pariser Mode tonangebend.

Nur um die Weihnachtszeit erinnern wir uns, daß wir immer noch die Dualas sind. Wir erinnern uns, daß wir keine Europäer sind, sondern daß wir immer noch von den Hamiten und Äthiopiern abstammen.

Um die Weihnachtszeit schlägt also jedem Duala das Herz gewaltig in der Brust. Es finden nämlich die Kanuwettrennen der einzelnen Sippschaften der Dualas statt.

Morgens schon, in aller Herrgottsfrühe, herrscht auf dem Kamerunflusse Hochbetrieb. Auf dem Wasser sieht man die Rennboote der Dualas pfeilgeschwind dahinschießen. Sie machen Probestarts! Das eigentliche Rennen findet erst um zehn Uhr statt.

Es sind zehn bis fünfzehn Boote, die sich auf dem Kamerunwasser tummeln.

Diese Rennkanus sind viel größer als die ge-

wöhnlichen afrikanischen Kanus, die man sonst sieht. Sie sind fünfzig bis sechzig Meter lang und haben eine durchschnittliche Breite von einem und einem halben Meter. Sechzig bis siebzig außerkorene Dualajünglinge, im Rudern wohl bewandert, nehmen hier Platz, auf jeder Ruderbank zwei Mann. Da aber das Kanu sich am Bug und Heck verschmälert, werden hier die Ruderbänke nur noch von einem Ruderer besetzt. Am Bug sitzen also fünf Mann hintereinander, dann beginnt die Zweierreihe mit dreißig bis fünfunddreißig Bänken. Das Heck weist wieder drei oder fünf Einzelsitze auf.

Die drei bzw. fünf kräftigen Gestalten auf den Einzelsitzen am Heck steuern das Boot. Auf dem vordersten Einzelsitz am Bug thront der Schlagmann.

Die Rennkanus sind alle bunt bemalt. Die Farben rot-weiß und schwarz sind hierbei die beliebtesten. Die äußere Bootwandung ist ein einziges Gedicht von Malerei. Alles ist hier mit der Hand gemacht und mit viel Liebe hergestellt.

Jeder Ruderer kennt seinen Platz im Kanu genau. Er hat ihn ja auch selbst mit seinen fleißigen Händen gebaut. Er hat den Rudersitz selbst zu Hause geschnitzt und im Boot befestigt. Er hat das Stück Bootwandung im Bereiche seiner Bank mit Malerei versehen und er hat es mit viel Liebe getan.

Das Ruderblatt, das „Pai“, ist sein eigenes Fabrikat. Mit viel Mühe und Gefahren ist das Holz, das zu dem Kanubau benutzt wird, aus den tropischen Wäldern geholt und mit Hilfe von eigenen Werkzeugen alles geformt und geschnitzt worden. Aber der Eigentümer eines „Pai“ hat in der Regel alle möglichen Figuren darauf geschnitzt.

Das Boot trägt am Vorderteil einen Aufsatz, das sogenannte „N d e n g e“. Es ist unser Stolz, der Stolz eines jeden Duala. Wir kümmern uns nicht um Bogen und Köcher, sondern um Ruder und Ndenge und Segel und lange, schmale Kanus. Die ganze Kunst des Schnitzens, die ganze Liebe und überhaupt die Weltanschauung des Dualastammes ist in diesen Dingen, besonders aber im Ndenge, verkörpert.

Jede Duala-Sippe hat nur ein Ndenge im Besitz. Je älter es ist, je mehr Rennen es mitgefahren hat, desto wertvoller ist es auch. Jede Sippe hat auf

dem Ndenge ihr Leitbild. Bei uns, den Bonanjo, ist es ein großer Vogel, der im Schnabel eine Riesenschlange forträgt. Beide sind feingeschnitzt auf unserem Ndenge sichtbar. Die Bonapriso haben einen Leopard, der von einem Hahn fortgetragen wird.

Beim Anblick des Ndenge strahlen die Gesichter der Jungen von Duala. Begeisterung und innige Anteilnahme, herzlichste Freude, der Wunsch, aus dem Rennen als die siegreiche Mannschaft hervorzugehen und so etwas wie religiöse Gefühle, leuchten aus den Antlitzen aller hervor.

Das Rudern an und für sich weicht ganz ab von dem in Europa üblichen Stil im Rennachter. Die „Riemen“ werden nicht abgedreht, sondern man rudert wie im Paddelboot, aber im Takt. Dabei unterscheidet man den „Unterhaltungsschlag“, den „langsamen Schlag“ und den eigentlichen „Rennschlag“.

Beim „Unterhaltungsschlag“ wird das Blatt ganz wenig ins Wasser getaucht und ebenfalls nur einige Zentimeter aus dem Wasser gehoben. Die Rennmannschaft stimmt hierbei Herausforderungslieder an.

Der „langsame Schlag“ entspricht einem Dauerlauf. Die Ruder werden in etwas längeren Abständen tief ins Wasser getaucht. Es wird schweigend gerudert. Nur die Herausforderungsworte des Schlagmannes sind zu vernehmen.

Der „Rennschlag“ entspricht einem wahren Hundertmetertempo. Der Europäer muß es mit eigenen Augen gesehen haben, um dieses wahn sinnige Tempo und die Art, wie es geschieht, beurteilen zu können. Mit Worten ist es jedenfalls nicht zu beschreiben. Vor allen Dingen, die gleichmäßige, rhythmische und schnelle Bewegung, der tadellose Einsatz sämtlicher Ruderer, die Art und Weise, wie der Schlagmann am Bug das Tempo angibt, sind lauter Dinge, die ich noch nie in Europa gesehen habe. Ich habe selbst in einem europäischen Rennvierer mit Steuermann als Schlagmann (am Heck) gesessen und mehrere Rennen mitgerudert, aber ich muß gestehen, es ist ein Kinderspiel gegen unsere Rennboote.

Auf der Höhe der Manokabucht ist der Start. Die Steuerleute aller Boote halten das auf zwei mächtigen Bojen gespannte Seil fest. Es erfolgt dann von einem Motorboot der Regattaleitung aus das Kommando: „Fertig — Los!“

Das Ziel ist die Regierungsbrücke am Hafen von Duala.

Nun legen sich die gestählten Körper in die Riemen. Sie greifen tief ins Wasser. Erst langsam, dann immer schneller. Vorne im Boot der Schlag-

mann, der seine Luchsaugen auf die anderen Boote gerichtet hat und jede für sein Boot nur vorteilhafte Situation erfaßt, wechselt den Einsatz und dirigiert das ganze Boot. Er hebt, für Sekunden nur, sein kleines Pai, das kaum mit Wasser in Berührung kommt, aber für alle seine Hinterleute sichtbar, in die Höhe — er wechselt das Tempo! Der Einsatz wird schneller. Die Kanus sausen pfeilgeschwind vorwärts und flußaufwärts!

Am Wurikai, von der Eisenbahnbrücke bis zum Regierungsbootshaus, ist alles weiß und braun von Menschen. Sie tragen weiße Drell- und Khaki-anzüge. Das Zielgericht befindet sich auf der Regierungsbrücke.

Noch sind mit dem bloßen Auge die Boote von hier aus nicht sichtbar. Nur mit Ferngläsern können sie erkannt werden. Eine furchtbare Aufregung herrscht am Strand. Trupps von fünfzehn bis zwanzig Mann, mit bunten Gewändern ange-tan, in der Regel aber in den Farben des in Frage kommenden Kanus gehalten, rennen im Laufschritt von der Eisenbahnbrücke bis zur Regierungsbrücke hin und her. Sie stimmen dabei immer ein Herausforderungslied an. So laufen die Parteien fortwährend auf und ab, preisen ihr Kanu, die Güte und Schnelligkeit desselben und schimpfen mächtig auf den Gegner los.

In der Gruppe der Bonanjo ist die Jugend unseres Stadtteiles ganz vollzählig vertreten.

„Die Schlappschwänze von Bonaku (ein anderer Stadtteil von Duala) müssen heute ja wieder verlieren! — Die Schlappschwänze von Bonaku — diese Schlappschwänze!“ höhnt und schimpft die Bonanjojugend.

Sie sind im Laufschrift. An ihnen laufen die Bonaku vorbei. Auch sie schimpfen, was das Zeug hält, auf die Bonanjos.

„Euer zusammengeflicktes Ndenge dürfte sich hier auf dem Wasser nicht mehr sehen lassen!“ höhnen sie.

„Ho, ho, habt ihr überhaupt schon je ein Rennen gewonnen? Schlappschwänze!“ schallt es von den Bonanjos zurück.

Die Bonanjogruppe keucht im Laufen nur noch. Sie haben fast alle keinen Atem mehr.

Mittlerweile steigert sich die Geschwindigkeit der Kanus immer mehr.

Mitten im Laufen aber hält die Bonanjogruppe ein. Einer sagt: „Sie kommen!“

Tausend Meter flußabwärts von der Regierungsbrücke aus befindet sich das Woermanndock. Die Bonanjo wissen, daß an dieser Stelle die Geschwindigkeit ihres Bootes so groß wird, daß kein anderes

Boot mehr seinem wahnsinnigen Tempo folgen kann.

Es geht die Sage um, daß einer der Vorfahren der Dualas, nämlich Priso, sich in eine Riesenschlange verwandelt hat und sich bei dieser Stelle, tief im Wasser, verborgen aufhält. Hier verleiht er dem Boot der Bonanjo die Geschwindigkeit, die es allemal braucht, um das Rennen zu gewinnen. Die Riesenschlange findet unter den vielen Kanus das Bonanjoboot sofort heraus und saugt sich am Hinterteil des Bootes fest. Sie schiebt nun gewissermaßen in der schlängelnden Bewegung unter Wasser, von Niemandem sichtbar, das Kanu vorwärts. Soll die rasende Fahrt noch mehr beschleunigt werden, so muß der Schlagmann Pfeffer, den er immer mit sich führen muß, ins Wasser streuen und die schlängelnde Bewegung der Riesenschlange wird zu ungeahnten Dimensionen gesteigert.

Am Strand erhebt sich ein furchtbares Gejohle. Das Bonanjo-Ndenge ist weit und breit sichtbar. Es strahlt und glitzert in der Sonne, allen voran! Pendelnd saust es unter den schnellen und rhythmischen Ruderschlägen daher.

„Unsere Schlange ist eingesetzt! Sie sind auf der Höhe des Docks!“ vernimmt man aus der Bonanjogruppe. Dann sind sie plötzlich still. Niemand mehr kann sprechen. Am ganzen Wurikai ist Stille eingetreten. Nur die Stimme des Schlagmannes vom Bonanjoboot, der das Boot dirigiert, ist zu vernehmen. Sein kleines Ruderblatt hebt er in kurzen Abständen in die Höhe —

„Ue — ue — ue!“

Und die Bonanjos stimmen in diesen Ruf ein. Die ganze Gruppe brüllt nur noch:

„Ue — ue — ue!“

In den Kanus aber liegen die Jünglinge vom

Dualastamm vornüber und reißen und schlagen das graulichte Wasser mit ihren Pais.

Das Ziel ist nicht mehr weit. Der Endspurt setzt ein.

Auf dem Wurikai können die Bonanjos nicht mehr länger auf einem Fleck verharren. Sie lösen sich von den übrigen los und beginnen wieder den üblichen Dauerlauf, das Hin-und-her-Gerenn von der Eisenbahnbrücke bis zur Regierungsbrücke. Die Gesellschaft brüllt andauernd: „Ue — ue — ue!“

Das Bonanjokanu hat mittlerweile das Ziel passiert. Alle Pais sind wie auf Kommando in die Höhe gehoben worden, das Zeichen des Siegers.

Die Bonanjo haben gewonnen! Innerhalb sechs Jahren haben sie alle Rennen für sich buchen können. Dieser Sieg ist der siebente.

Nun geht der weitere Verlauf der Regatta bei uns nicht in der Weise wie in Europa vor sich. Es gibt nur ein Hauptrennen, ohne Vor- und Zwischenläufe. Die Rennen sind auch nicht nach Kategorien eingeteilt, und es wird auch kein Wert darauf gelegt, ob in einem Boot zehn Mann mehr oder weniger rudern als in den anderen.

Die Siegesnachricht und das „Ue“ sind bis in die kleinste Behausung der Dualas eingedrungen. Die zu Hause gebliebenen Angehörigen, besonders die Mütter und Schwestern, haben das Beste, was sie überhaupt in ihrer Küche herstellen können, zum Empfange der Helden schon bereitgestellt. Aber manche von ihnen müssen noch am Ringkampf, der in der Mittagszeit desselben Tages stattfindet, teilnehmen.

Kanu- und Ringwettkämpfe werden an ein und demselben Tage abgehalten, denn an diesem Tage erinnert sich jeder Duala an seine Vorfahren.

Das babylonische Weltbild

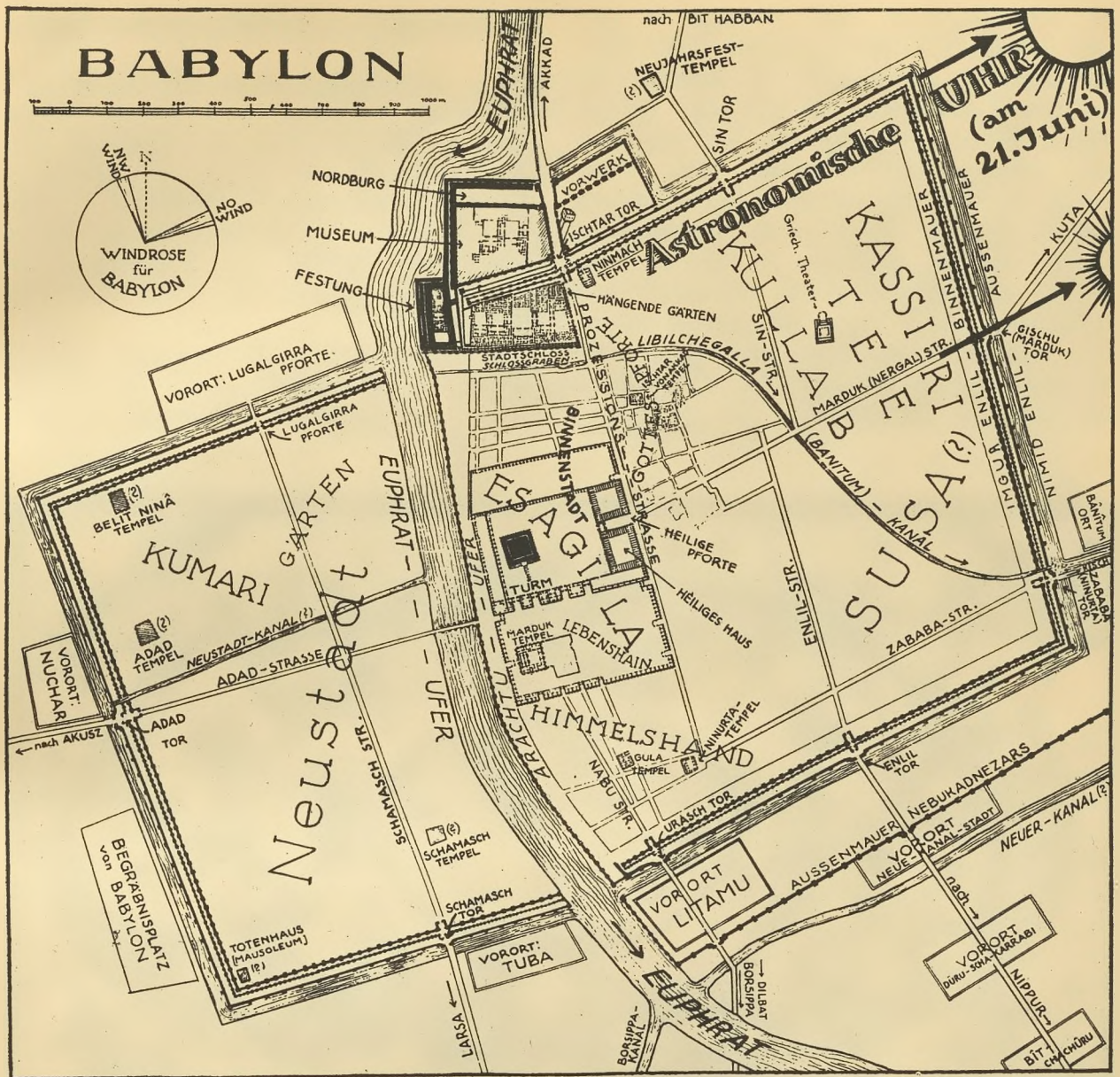
VON PROF. DR. ECKHARD UNGER

Die astronomische Uhr

Bis in die neueste Zeit hatte der Vordere Orient die Gepflogenheit, das Jahr nicht, gemäß unserm „julianischen Kalender“, in zwölf Monate zu teilen, die zusammen rund 365 Tage ausmachten, sondern man rechnete die Monate des Jahres, das zu Ende unseres März begann, nach dem Aufgange des Mondes. Dadurch erhielt man jedoch nur rund 350 Tage, also weniger, als

das Sonnenjahr ausmachte. Zum Ausgleich des Mondjahres mit dem Sonnenjahre hat man aber schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Schaltmonate eingefügt. Die Schaltung beruhte nun auf einer sicheren Praxis der Beobachtung, wie ein Keilschrift-Brief des bekannten Gesetzgebers Hammurabi aus der Stadt Babylon an seinen Minister in der südbabylonischen Stadt Larsa, namens Sin-iddinam, zeigt:

„Zu Sin-iddinam sprich (d. h. der Brief): Also



sagt Hammurabi: Dieses Jahr hat eine Lücke. Der kommende Monat soll daher als „Zweiter Ululu“ (VI. Monat) geschrieben werden. Die Steuern aber, die am 25. VII. (= unserm September) in Babylon eintreffen sollten, sollen nunmehr am 25. des 2. Ululu eingehen.“

Dieser hochinteressante Brief beweist, daß der König in Babylon in der Lage gewesen ist, festzustellen, daß „das Jahr eine Lücke habe“. Es mußte also in Babylon eine Art astronomischer Uhr bestehen, die diese Tatsache genau registriert hat. Der Stadtgott Bel oder Marduk von Babylon repräsentierte die „Sonne des Tages“. Die heiligen Bauten des Stadtgottes waren nach Nordosten orientiert, dorthin, wo die Sonne aufzugehen pflegt. Die Orientation erfolgte nach den in Babylonien herrschenden Windrichtungen, also nach

dem Nordostwinde, oder, wie der Babylonier sagte, dem „Gebirgswinde“, der von den persisch-medischen Gebirgen herabkam.

Durch die Messung des Astronomen Prof. Dr. Paul V. Neugebauer vom Astronomischen Recheninstitut in Berlin-Dahlem konnte nun zur größten Überraschung festgestellt werden, daß tatsächlich auch eine streng astronomische Orientierung in Babylon vorhanden gewesen ist. Die Längsrichtung der Nordweststadtmauer von Babylon besitzt nämlich das Azimut 119° Ost und zeigt genau auf den Punkt, an dem die „Sonne des Tages“, d. h. Marduk, bei ihrem Aufgange an ihrem längsten Tage im Sommersolstitium, d. h. an unserm 21. Juni, um 2000 v. Chr., also zur Zeit des Königs Hammurabi, aufging. Die große Prozessionsstraße, die von der „Heiligen Pforte“ nach Nordosten ging

und „Marduk-Straße“ (vgl. Zeichnung, S. 245) hieß, lief mit jener Mauer parallel. Und jedesmal wenn nun die Sonne in der Richtung dieser Straße aufleuchtete, so war dies für die Babylonier das sichere Zeichen, daß die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte. Diese Straße und die unverrückbare Nordwestmauer bildeten also eine monumentale, astronomische Uhr für Babylon, die einmal im Jahre anschlug und für die Regulierung des Mondjahres zum Sonnenjahre durch einen Schaltmonat sorgte. Jener Brief des Königs Hammurabi zeigt nun, daß die Praxis von der astronomischen Uhr wirklich auch Gebrauch gemacht hat.

Die Reformation des babylonischen Kosmos

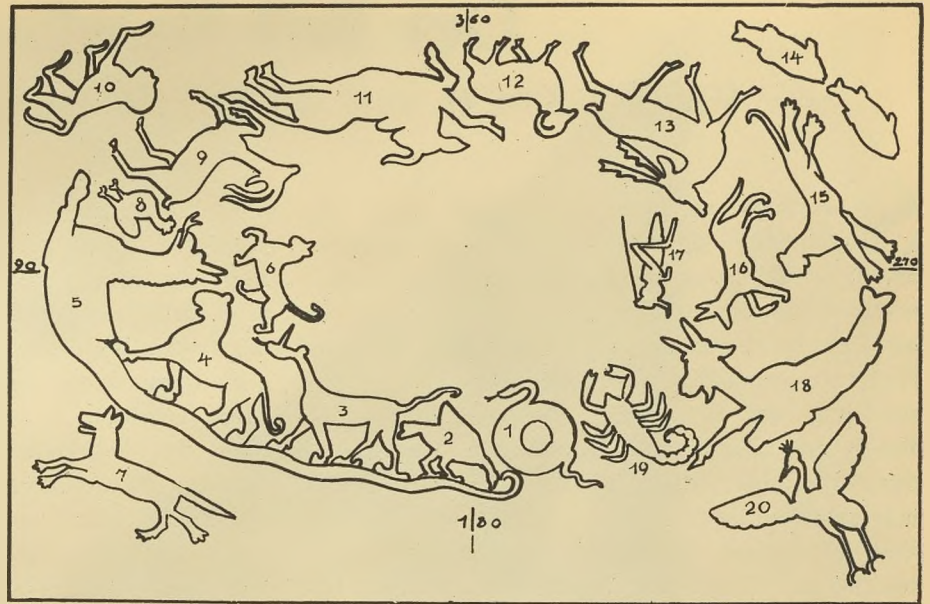
Der babylonische Kosmos zeigt in der Vorstellung der Alten ein dreiteiliges Weltgebäude von Himmel, Erde und Unterwelt. Die Erde im Zentrum des Kosmos mit Babylon im „Nabel der Welt“ hatte ihr Spiegelbild im Himmel. Oft sahen es die Babylonier auf den Ebenen Mesopotamiens, des Tags in der Luftspiegelung der „Fata Morgana“, des Nachts in den Sternen geöffnet.

Die Erde umströmte der kreisrunde „Irdische Ozean“, der „Bitterfluß“. Sieben Bezirke oder „Inseln“ von dreieckiger Gestalt, wie die sagen-



Eckhard Unger fec. Karl Maass pinx.

- 1 Ringelnatter Baschmu (Serpens)
- 2 Rabe
- 3 Drache von Babylon
Muschbuschu
- 4 Löwe (Großer Löwe)
- 5 Schlangendrachen
Lachamu (Hydra)
- 6 Katze (Kleiner Löwe)
- 7 Wolf
- 8 Huhn (Taube)
- 9 Gazelle (Krebs?)
- 10 Affe (Großer Hund?)
- 11 Stier
- 12 Widder
- 13 Hirsch (Andromeda)
- 14 Fische
- 15 Panther (Schwan)
- 16 Schakal (Cassiopeia)
- 17 Heuschrecke (Pflug-Perseus?)
- 18 Steinbock (Ziegenfisch)
- 19 Skorpion
- 20 Straußvogel (Kranich)



Erklärung zur Zeichnung auf der gegenüberliegenden Seite: Der „Himmliche Ozean“ am Himmelsgewölbe mit den Tiersternbildern nach babylonischer Vorstellung. Konstellation aus der Zeit um 2200 v. Chr. für die Stadt Babylon. Es ist noch nicht möglich, alle Sternbilder mit vollster Sicherheit mit unsern heutigen Sternbildern gleichzusetzen. (Die Tierbilder sind z. T. nach astronomischen Keilschrifttafeln kopiert worden.)

Zur Weltkarte vgl. Atlantis 1929, S. 701.

hafte „Atlantis“ am Rande des Weltozeans gelegen, bildeten die Brücken zum „Himmlischen Ozean“, der die himmlische Erde droben umgab. Unterhalb der Erde aber setzte sich der „Irdische Ozean“ im Grundwasser fort, auf das man ja überall beim Graben in die Erde stieß. Es trennte die Erde von der Unterwelt, die man in der Spiegelung der Gewässer zu erblicken vermeinte. Wie zwei gewölbte Muschelschalen ruhten Erde und Unterwelt aufeinander. Das alte Bilderschriftzeichen der Sumerer für „Erde“ und „Unterwelt“ beweist diese Vorstellung schon für frühe Zeiten.

Weitaus der interessanteste Abschnitt des Kosmos ist für uns jedoch der „Himmlische Ozean“ mit seinen Tierbildern, die ihn bevölkerten. Zum größten Teile entsprechen die Sternbilder auch denen unseres Tierkreises und tragen heute noch jene Namen der altbabylonischen Vorstellungswelt. So ziehen sie seit Jahrtausenden um die Himmelskuppel: die Ringelnatter Baschmu, die „Rote Schlange“ Muschbuschu, die dem Drachen von Babylon gleicht, und ihre vier Tierelemente: Adler und Skorpion, Schlange und Löwe von den benachbarten Tierbildern entlehnt hat. Man sieht den löwenfüßigen Schlangendrachen, die Lachamu, die heutige Wasserschlange Hydra. Es folgen Gazelle, Stier, Panther, Widder, Löwe, Schakal, Hirsch, Huhn, Affe, Steinbock (der Ziegenfisch), Straußvogel (der Kranich), die Katze und ein In-

sekt, vielleicht die Heuschrecke. Diese Tiere, von Tiämat, dem „Meer“, der früheren Herrin des Urchaos, geschaffen, wurden bei der Weltreformation, nach einer neuen Schöpfungsidee, durch den menschengestaltigen Gott Marduk von Babylon in den „Himmlischen Ozean“ gebannt. Dies bedeutete eine Reformation der einstigen Anschauung von der Überlegenheit der Tiere, die in den Sternbildern am Himmel göttliche Verehrung genossen hatten. Die ehemals machtvollen Tiergötter wurden ihres Ranges entsetzt, um menschengestaltigen Göttern den Thronaltar freizumachen. Sie wurden von nun an zu den „Vergangenen Göttern“ gezählt. Die vor dieser Reformation geschaffene Bilderschrift der Sumerer lehrt deutlich, daß man ehemals den „Gott“ im „Stern“ gesehen hat, und daß ein „Stieridol“ und die „Heuschrecke“ geradezu als „Bildnis“ überhaupt angesprochen wurden.

Die große Umwälzung der religiösen Götterverehrung und die Reformation des babylonischen Kosmos erhielt ihr Glaubensbekenntnis in der altorientalischen Bibel, dem Welterschöpfungsepos, das schon auf die sumerische Zeit, um 3300 vor Christi, zurückgeht. Dagegen blieb Ägypten noch lange bei der Tierverehrung. Die Reformation des babylonischen Kosmos schuf daher einen ganz elementaren Fortschritt in der Geschichte der religiösen Weltanschauung Vorderasiens.

Der Tell Halaf

VON FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI

So paradox es manchen klingen mag: die Archäologie, die sich mit fernen Vergangenheiten befaßt, gehört nicht nur durch ihre verfeinerten Methoden, sondern auch durch ihre Ergebnisse zu den modernsten Wissenschaften. Wie die Naturwissenschaften das ganze Weltbild revolutionieren, wie Astronomie und Mathematik im Bunde mit Chemie und Physik das Weltall und den Aufbau der Materie aus ihren kleinsten Teilen neu gestalten, wie in ihrem Gefolge die Technik Zeit und Raum überwinden und alte Märchenträume zur alltäglichen Wirklichkeit machen, hat die Archäologie seit einem Menschenalter die geschichtlichen Horizonte um Jahrtausende hinausgerückt, kaum dem Namen nach bekannte Völker und unbekannte Kulturen entdeckt und Sagen der Urzeit zur geschichtlichen Wirklichkeit erhoben. In immer rascherem Tempo folgen sich diese Entdeckungen. Blicken wir nur auf das letzte Jahrzehnt zurück. Noch stand die Welt staunend vor den unvergleichlichen Gold- und Kunstschatzen des Tutanchamongrabes, des einzigen Pharaonengrabes, das fast unversehrt auf die Nachwelt gekommen ist, als die Ausgrabungen Halls und Woolleys in Ur und die Julius Jordans in Uruk-Warka in Südmesopotamien eine unwahrscheinliche Hochkultur der Sumerer erschlossen, die nicht nur durch ihren materiellen Reichtum und ihr fabelhaftes technisches und künstlerisches Können imponierte, sondern sich auch als Grundlage der vielbewunderten Kulturen der Babylonier und Assyrer erwies und auf dem Weg über die altjüdische Kultur und das Alte Testament bis auf unsere Gegenwart fortlebt. Und nun hat der deutsche Diplomat und Archäologe Max Freiherr von Oppenheim, der sich auch als Forschungsreisender und Orientalist, als Kunstsammler und Mäzen mannigfache Verdienste erworben hat, in Nordmesopotamien, an einem Quellfluß des Euphrat, dem Chabur, eine andre Urkultur, die subaräische erschlossen, die sich selbständig neben der ägyptischen und den anderen Kulturen des Zweistromlandes entwickelt hat, obwohl sie mit diesen urverwandt ist und in Wechselbeziehungen zu ihnen steht. Auch ihr Einfluß auf die Nachwelt war stark, nicht nur auf die Kultur der Hethiter in Kleinasien, sondern auf dem Weg über diese auch auf die mykenische und griechische.

Die Ausgrabungen der ältesten subaräischen Königsstadt auf dem jetzigen Tell Halaf, die Freiherr von Oppenheim seit 1911 aus eignen Mitteln in großzügiger Weise unternommen hat, wurden durch den Weltkrieg unterbrochen und erst 1927 und 1929 wieder aufgenommen. Im folgenden Jahre eröffnete er anlässlich seines 70. Geburtstages das Tell-Halaf-Museum in Berlin-Charlottenburg (Franklinstraße 6), wo die Mehrzahl seiner Funde, teils von riesigem Ausmaß, in einer ehemaligen Maschinenhalle monumental aufgestellt worden sind. Der Rest ist nach der Teilung mit der jetzigen syrischen Mandatsregierung in das ebenfalls von dem Freiherrn von Oppenheim eingerichtete Museum in Aleppo gebracht worden, um sie vor der schon nach dem Weltkrieg begonnenen Zerstörung zu bewahren. So hat er sich denn jetzt entschlossen, die bisherigen Ergebnisse seiner Ausgrabungen in einem längst mit Spannung erwarteten Buche zu veröffentlichen, das kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „Der Tell Halaf: eine neue Kultur im ältesten Mesopotamien“ mit 131 teils farbigen Abbildungen erschienen ist. Damit werden seine Ausgrabungen nicht nur den Besuchern des Tell-Halaf-Museums, sondern aller Welt zugänglich, und zugleich erhalten diese Besucher einen Führer in jene versunkene Kultur, der erst ihr volles Verständnis erschließt. Es wird also Zeit, auch hier darauf kurz einzugehen.

Ein unmittelbares, erschütterndes Erlebnis ist zunächst die große Kunst der Primitiven, die uns hier entgegentritt. Ihre gewaltigen Steinbilder sind von urtümlicher Wucht und übermenschlicher Furchtbarkeit. Die ältesten von ihnen und überhaupt die ältesten Großplastiken der Welt, Zeitgenossen der ersten Dynastie in Ägypten (3300 v. Chr.), die nicht aus dem Tell Halaf selbst, sondern aus einer abliegenden uralten Kultstätte auf dem Bergrücken Djebelet el Beda stammen, haben noch etwas vom Menhir und Fetisch, aus dem sie hervorgegangen sind. Drei jüngere, auf ihren heiligen Tieren stehende Basaltkolosse, der Wettergott Teschup, seine Gattin, die Göttermutter Hetep, und ihr Sohn, der Sonnengott, waren als Gebäckträger in die Torhalle des Tempelpalastes der Königsstadt eingebaut, und so sind sie jetzt wieder in dem Berliner Museum mit



*Torhalle des Kapara-Palastes im Tell Halaf.
Wiederaufbau im Tell-Halaf-Museum in Berlin.
Sonderaufnahme für Atlantis*



*Der Ruinenhügel des Tell
Halaf mit dem Chaburfluß.*



*Bastionswand des Kapara-
Palastes mit den skulpturen-
geschmückten Sockelplatten.*



*Freiherr v. Oppenheim in
seinem Expeditionszelt.*

vorsichtiger Rekonstruktion aufgerichtet worden. Rechts und links von ihnen liegen zwei verschleierte weibliche Sphinxen, und an einem andren Tor-
eingang kauern als Wächter zwei phantastische Skorpionvogelmenschen. Besonders merkwürdig aber sind mehrere männliche oder weibliche Sitz-
figuren in völlig kubistischer Gestaltung, unverkennbare Vorläufer der vielgenannten frühgriechischen thronenden Göttin im Berliner Alten
Museum.

Rings um die Palastwand schlingt sich ein Stein-
sockel von 187 skulptierten Reliefplatten aus Basalt und rot gefärbtem Kalkstein, ein gewaltiges kulturgeschichtliches Leporelloalbum, das neben
Göttern, Fabelwesen und mythologischen Szenen vor allem das Leben jener Urzeit veranschaulicht, Jagden und Tierkämpfe, Reiter, Wagen und
Pferde, ein Schiff, die ganze Fauna, schließlich etwas ganz Merkwürdiges, eine Musikkapelle be-
rauschter Tiere*), die ihresgleichen nur in einem Relief aus Ur hat. Diese Kunst ist von einer Natur-
frische und Naturnähe, die an die Höhlenmalereien der Eiszeit gemahnt, und doch weist sie bereits einen erstaunlichen Formenschatz auf, der sich mit
dem zähen Beharrungsvermögen alles Urtümlichen durch drei Jahrtausende in anderen Kultu-
ren fortgepflanzt hat, als die der Subaräer längst untergegangen war. Und das ist das zweite, was
diese Ausgrabungen so fesselnd macht. Wir erfassen hier nicht nur die Vorbilder der noch so
rätselreichen hethitischen Welt, sondern auch die des Löwentors von Mykenä, der geheimnishütenden griechischen Sphinx, der griechischen Karya-

*) Tierdarstellungen von Tell Halaf sollen in einem der nächsten Atlantishefte wiedergegeben werden.



*Skorpionvogelmensch als
Torwächter.*



*Gilgamesch mit Lebens-
kraut. Vor ihm zwei Stier-
menschen mit der geflügel-
ten Sonnenscheibe.*

tiden und des antiken Kriegswagens, des eigenartigen „Knielaufs“ der archaischen griechischen Kunst und des frühjonischen „Kubismus“. Der uns wohlbekannte griechische Halbgott und Unholdbezwinger Herakles erscheint hier bereits in gleicher Eigenschaft und im gleichen Kostüm, mit Keule und Löwenfell, identisch mit dem sumerisch-babylonischen Helden und Halbgott des Gilgameschepos.

Glanz und Zerstörung hat diese uralte Königsstadt wiederholt erfahren. Um 2000 v. Chr. wurde sie zerstört, vermutlich von dem indogermanischen Eroberervolk der Hethiter, das ihrer Kultur tributpflichtig wurde. Erst 800 Jahre später ward die Trümmerstätte von den semitischen Aramäern

neu besiedelt, deren Sprache bekanntlich noch Christus gesprochen hat. Einer jener aramäischen Könige namens Kapara zog aus den Trümmern die Steinkolosse und die noch brauchbaren Wandsockelreliefs hervor, um seine neue Residenz mit ihnen zu schmücken, und so sind sie der Nachwelt erhalten geblieben. Aber diese Kultur war nicht nur Entlehnung. Ein mächtiger, rechteckig geführter Mauerring, wohl auf Grundlage uralter Befestigungen, umschloß die neue Königsstadt mit ihren beschotterten Straßen, deren bessere Häuser mit Badeeinrichtung versehen waren. Ein Flußhafen schnitt tief in das Stadtgebiet ein, und außer dem Tempel- und Regierungspalast entstand ein besonderer Wohnpalast, eine ummauerte Zitadelle. Auch die Königsgräber bargen reiche Funde an



*Doppelstatue des
Kultraumes (um 2500
v. Chr.).*



Tell Halaf : Die große thronende Göttin.

Photo: Atlantis

Gold, Silber und Schmucksachen, darunter eine kunstvoll eingelegte Schminkdose aus Elfenbein.

Doch dieser neue Glanz währte nicht lange; schon um 1000 v. Chr. zerstörten die Assyrer die Stadt abermals. In der Folge sank sie zur assyrischen Provinzhauptstadt herab und nahm auch deportierte Juden auf. So hat sie ein bescheidenes Dasein bis in die griechische und römische Zeit, ja bis ins arabische Mittelalter gefristet und ist erst von den Mongolen, die das ganze Land ausmordeten, um 1250 n. Chr. endgültig zerstört worden, um jetzt, nach 6000 Jahren, wieder aufzuerstehen.

Die Abenteuer und Fährnisse ihrer Ausgrabung, Überfälle und Krankheiten, die Todesopfer erforderten, aber auch die stolzen Erfolge, hat

Freiherr von Oppenheim in seinem Buche selbst anschaulich geschildert. Bei seinen zwei letzten Grabungskampagnen ist er bis auf die tiefsten Schichten hinabgedrungen und hat eine gewaltige Fülle bunter Keramik gefunden, die der von Ur und Warka und dem südpersischen Susa verwandt ist und für die weite Ausdehnung jener ältesten Kultur zeugt. Und nun sehnt sich der Zweiundsiebzighjährige von neuem zurück in die Wüste und zu den ihm liebgewordenen Beduinen, will die letzten Probleme klären und noch eine andre subaräische Stadt, das jetzige Fecheria, ausgraben. Nach seinem Tod aber soll das von ihm begründete Orientforschungsinstitut sein Lebenswerk in seinem Sinne fortsetzen. Mäzene dieses Schlages sind heute in Deutschland selten geworden.



*Zwei der bedeutendsten Funde des Freiherrn v. Oppenheim:
Die ältesten großen Steinbilder der Welt (3300 v. Chr.) vom Djebelet el Beda.*

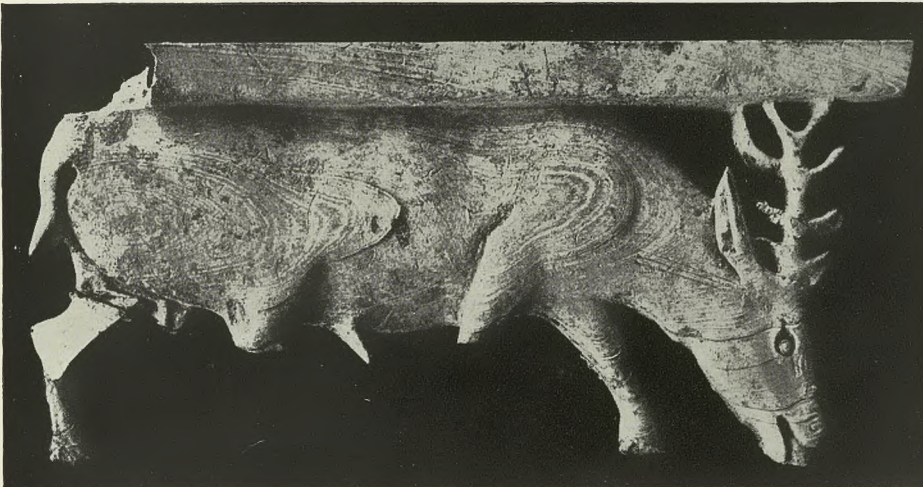
Phönizisches Elfenbein

1928 haben die Franzosen in dem kurdischen Dorf Arslan-Tasch (in Nordsyrien) Ausgrabungen veranstaltet und dabei etwa 100 Elfenbeinreliefs von außerordentlicher Schönheit und bester Erhaltung gefunden. Die Mehrzahl dieser Elfenbeinplaketten diente wohl zur Verzierung von Möbeln und zwar hauptsächlich von Prunk-Bettstellen. Kunstgeschichtlich betrachtet handelt es sich um eine Mischkunst aus ägyptischen, kleinasiatischen und ägäischen Elementen, wie sie für die Zeit des 9. Jahrh. v. Chr., aus der diese Elfenbeinarbeiten stammen, in dieser Gegend charakteristisch ist. Sehr wahrscheinlich stammen die Möbel nicht vom Fundorte selbst, sondern sind von den Assyriern auf ihren Beutezügen aus anderen Orten dahin verschleppt worden. Eine der Elfenbeinarbeiten trägt den Eigentumsvermerk eines Königs Chazael von Damaskus, der um die Mitte des 9. Jahrhunderts gelebt hat.

Dr. B.



Zum Teil vergoldetes Elfenbeinrelief Höhe 8,4 cm, das den nackten Horusknaben, geschützt von zwei Genien, die die Kronen von Ober- und Unterägypten tragen, darstellt.



Weidender Hirsch, Elfenbeinrelief von 12,5 cm Länge. Die Augen sind eingelegt. Wahrscheinlich handelt es sich auch hier um eine religiöse Darstellung, denn ein Gott in Hirschgestalt wird in Syrien um diese Zeit verehrt.



Eine Kuh säugt ihr Junges. Elfenbeinrelief von 8,4 cm Länge. Auch hier dürfte eine religiöse Darstellung gemeint sein, denn das Muttertier ist nichts weiter als das Symbol für die große Muttergöttin Kybele, die nicht nur in Syrien und Kleinasien, sondern auch auf Kreta verehrt wurde.

FORSCHER UND EXPEDITIONEN

Troja

Als Heinrich Schliemann 1870 den Schutthügel von Hissarlik auszugraben begann, weil er an dieser Stelle das homerische Troja vermutete, ahnte er nicht, daß er durch diese Tat die moderne Archäologie mitbegründen half. Damals gab es so gut wie keine Grabungstechnik, die heute zu einer, fast möchte man sagen, eigenen Wissenschaft geworden ist. So ist es nicht zu verwundern, daß durch seine Grabungen, die er bis zu seinem 1890 erfolgten Tode fortsetzte, manche Dinge zerstört und manche Dinge ungeklärt geblieben sind, die bei einer Ausgrabung mit modernen Mitteln erhalten und für die Wissenschaft gerettet worden wären. Es ist daher durchaus verständlich, daß amerikanische Gelehrte von der Universität Cincinnati erneut die Ausgrabung Trojas und zwar mit großen Mitteln in Angriff nehmen wollen, um in jene Schichten vorzustößen, die der Spaten Schliemanns nicht mehr erreicht hat. Die Genehmigung der türkischen Regierung zu dieser Ausgrabung liegt bereits vor, mit der Leitung der Grabungen wurde von den Amerikanern der bekannte Ausgräber Prof. Blegen betraut. Für uns Deutsche, die wir ja schon durch Schliemann mit Troja aufs engste verknüpft sind, ist es besonders erfreulich, daß der ehemalige Assistent Schliemanns, Prof. Wilhelm Dörpfeld, der im kommenden Jahr 80 Jahre alt wird, von den Amerikanern zur Mitarbeit an dieser Grabung aufgefordert wurde. Wir wollen hoffen, daß es der Zusammenarbeit der genannten beiden Gelehrten gelingt, auch die letzten Rätsel, die noch über der Burg von Troja liegen, zu entschleiern und die Ruinenstätte so zu säubern und in Ordnung zu bringen, damit sie wirklich den Besuchern Freude bereiten kann.

*

Forschungen in der Türkei um die Hethiter

Nach Mitteilung des Orientalischen Institutes der Universität Chicago hat der Direktor des Völkerkundemuseums zu Angora, Dr. Mészáros, in der östlichen Türkei geringe Reste eines Volkes entdeckt, das eine von den umgebenden Völkern gänzlich verschiedene Sprache spricht. Dr. Mészáros gelang es 1929, Märchen und Dichtungen die-

ser fast völlig ausgestorbenen Sprache aufzunehmen und auf Grund dieses Materials eine Grammatik und ein Wörterbuch zu bearbeiten. Nach Ansicht des genannten Forschers handelt es sich um nichts weniger als um die letzten Reste der Hethitersprache. Auf Grund seiner Untersuchung sei man in der Lage, das alte Keilschrift-Hethitisch, das erst durch die deutschen Grabungen in der Hethiterhauptstadt Boghasköi bekannt geworden ist, besser zu verstehen. Im Interesse der Wissenschaft wäre zu wünschen, daß sich diese amerikanische Nachricht bewahrheitete.

Das gleiche Institut meldet, daß bei seinen von Herrn v. d. Osten geleiteten Grabungen in Alischar (Türkei) Tontafeln gefunden wurden, die einen hethitischen König des 3. Jahrtausends erwähnten. Dieser Fund ist sprachgeschichtlich wie historisch von außerordentlicher Bedeutung, denn er stellt die Einwanderung indogermanischer Völker in Kleinasien bereits für eine sehr frühe Zeit sicher.

Ausgrabung biblischer Stätten

In Megiddo (Palästina) wurden von den Amerikanern u. a. große Stallungen aus der Zeit des Königs Salomon freigelegt. Im Hinblick auf die Nachricht der Bibel (1. Buch d. Könige 9, 15—19; 2. Buch d. Chronik 1, 14—17), daß Salomon sein Haupteinkommen aus dem Handel mit Pferden bezog, die er in Ägypten aufkaufte und an die Hethiter und Aramäer weiterverkaufte, sind diese Funde, die eine genaue Rekonstruktion der Ställe gestatten, beachtlich.

Fluglinie Tunis—Tschadsee

Unter der Leitung des Prinzen *Sixtus von Bourbon* ist eine französische Expedition nach der östlichen französischen Sahara aufgebrochen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, die geographischen und geologischen Verhältnisse des Wadaigebietes zu erforschen. Ihre Hauptaufgabe aber wird es sein, die Möglichkeit einer Auto- und Fluglinie Tunis—Tschadsee und Abéché—Tschadsee zu studieren.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski,

unserem geschätzten Mitarbeiter, wurde von der Universität Breslau für seine Verdienste um die archäologische Forschung der Titel eines Doctor honoris causa verliehen.